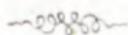


# Reise durch das glückliche Arabien.

Fortsetzung der Abenteuer der Reisenden  
Arnaud und Bayssières in Cairo, Mekka, Medina.



Herausgegeben

von

**Alexander Dumas.**

Nach dem französischen Manuscripte

von

**Dr. G. F. W. Rödiger.**



Zweiter Theil.

---

Autorisirte Ausgabe.

---

Pest, Wien und Leipzig, 1856.

Hartleben's Verlags-Expedition.



## Das Leben im Harem. — Die Europäerinnen und Creosinnen im Harem. — Eine kranke Araberin; Etikette bei dem Besuch derselben.

In acht Tagen befand sich der Scherif wieder ganz wohl. Die Cur brachte mich sowohl bei seiner Familie als auch bei allen Einwohnern von Abu-Arisch in großen Ruf. Die Folgen dieses Rufes wurden bald sichtbar.

„Hädjchi,“ sagte Hussein eines Morgens zu mir, „eine meiner Frauen ist krank, Du mußt sie curiren, wie Du mich curirt hast.“

Ich erschraf noch mehr als das erste Mal. Es war unerhört, ich sollte einer Bewohnerin des Harems ärztliche Hilfe leisten!

Ich kann hier nicht unterlassen, die früher gegebenen Mittheilungen über das Leben im Harem zu ergänzen.

Die rechtmäßigen Frauen führen im Ganzen dasselbe Leben wie die Slavinnen. Alle haben ihre Tagkleider und ihr Nachtcostüm; sie schlafen in vollen Kleidern auf Divans oder Teppichen. Wenn sie auf freundschaftlichem Fuße mit einander leben, so schlafen sie gemeiniglich in einem Zimmer. Die Kebsweiber pflegt man zu theilen, wenn ihrer zu viele sind.

Sobald sie aufgestanden sind, empfangen sie die Befehle der ältesten — der sogenannten »Valide«. Diese wohnt fast immer von den übrigen getrennt.

Die rechtmäßige Valide hat nur die rechtmäßigen

Frauen und die ihr zugetheilten Slavinnen unter ihrem Befehl. Die Kebsweiber haben ihre Valide, wie die Ehefrauen, und außerdem die Favoritinnen. Zuweilen sind Valide und Favoritin eine und dieselbe Person.

Die Valide der Kebsweiber hat eine Abtheilung Slavinnen unter ihrem Befehl. Einige sorgen nun für den Ankauf und die Zubereitung der Speisen. Diese bestehen im Allgemeinen aus Reis, aus gesottenem oder gebratenem Schöpsenfleisch, Gemüse, hauptsächlich Gurken, Backwerk, Crème, Melonen, Orangen, Granaten, Trauben, Pfirsichen. Das Lieblingsgerücht der Araberinnen aber ist ein in Wasser gesottener Kuchen aus Weizenmehl, Acida genannt, der in der Mitte mit köstlichem weißen Honig gefüllt und mit Butter oder Olivenöl übergossen ist.

Die Küche wird von den Slavinnen besorgt; die Frauen führen nur die Aufsicht oder arbeiten zu ihrem Vergnügen. Zuweilen bereiten sie indeß eine leckere Speise für den Mann.

Die Türkinnen und Perserinnen verschaffen sich zuweilen starkwirkende Gifte, um entweder ihren Gatten oder eine Nebenbuhlerin zu vergiften.

In Arabien sind derlei Vergiftungen fast beispiellos, und auch in der Türkei und in Persien sind die Frauen nur Werkzeuge einer höhern Gewalt. So vergiftete die oben erwähnte Tochter des Pascha von Egypten ihren Mann, den Desterdar, in der Brautnacht. So wollte es der Pascha, weil der Desterdar Mohammed Bey ihm ein lästiger Minister war. So vergiftete eine der Sultanninen Selim's die Favoritin mit einer Orange, welche sie mit einem auf der einen Seite vergifteten Messer zerschnitt; sie selbst aß die von der unschädlichen Seite der Klinge berührte Hälfte.

Nach dem Frühstück, von neun bis zehn Uhr, beschäftigen sich die Bewohnerinnen des Harems mit ihrer Toilette, wobei sie einander die Haare flechten, parfümiren, Augenbraunen und Nägel färben und Schönplästerchen auflegen.

Wenn die Toilette beendet ist, wird Kaffee oder Limonade getrunken und geraucht; man fauert sich um die Räucherpfannen nieder und erzählt Geschichten, oder schaut durch die vergitterten Fenster und neckt die Vorübergehenden. Andere sticken, spielen oder singen.

Diese Unterhaltungen werden durch Besuche von Freundinnen unterbrochen. Denn die Bewohnerinnen der Harems sind keineswegs Gefangene, wie man glaubt; sie gehen aus, wenn sie wollen, aber verschleiert und in Begleitung von Eunuchen. Der Schleier ist aber keine Last, der Eunuche kein Kerkermeister; der Schleier ist eine Coketterie, der Eunuche ein Vertheidiger.

Wenn ein Besuch kommt, so begrüßt man sich gegenseitig, man herzt und küßt sich, man plaudert und tanzt. Die Tänze sind reizend, aber ziemlich unzüchtig.

Während der Anwesenheit fremder Frauen hat der Mann keinen Zutritt. Die vor der Thür stehenden Babuschen sind ein Zeichen, daß Besuch da ist.

So kommt die Zeit der Siesta. Oft bleiben die Besucherinnen da und halten ihre Siesta. Fast immer läßt der Herr eine seiner Slavinnen zu dieser Tageszeit rufen; die Nacht hingegen gehört den rechtmäßigen Frauen.

Die Siesta dauert bis drei Uhr. Die tiefste Stille herrscht im Palast. Niemand ist sichtbar, alle Geschäfte ruhen. Das Gebet *El-Nahör* ist das Zeichen des Erwachens. Jedermann wäscht oder badet sich; die Eunuchen halten Kan-

nen, Waschbecken, Seife und Parfümerie in Bereitschaft. Nach dem Gebet wird gespeist; die Weiber speisen mit den Kindern, die Männer allein. Die Sklaven bekommen die Ueberbleibsel. Die Speisen sind immer in reichlichem Maße vorhanden; denn es muß nicht nur für sämtliche Hausgenossen, sondern auch für die Armen gesorgt werden.

Nach dem Essen beginnen die Besuche. Der Abend vergeht mit Musik, Tanz, Gesang, Schach- und Damenspiel und Erzählen. Später begeben sich die Weiber zur Ruhe, oder sticken, plaudern oder lesen. Die Letztern sind jedoch selten, denn nur die Europäerinnen oder Creolinnen können lesen. Die Mutter des Sultans Abdul-Medschid war eine Creolin aus Martinique. Sie war von einem Corsaren geraubt und an den Dey von Algier verkauft worden. Der Dey hatte sie an den Sultan Mahmud geschickt. Die Mutter des jetzigen Iman von Mascate war ebenfalls eine Creolin, deren Geschichte ziemlich sonderbar ist. Sie hatte in Martinique einen englischen Touristen geheirathet. In Mascate ging ihm das Geld aus und er bot dem Iman seine Frau zum Verkauf an. Der Iman verlangte die Waare zu sehen; er wollte, wenn sie ihm gefiele, dem Gemal dreißigtausend Francs bezahlen. Die Frau kam den Wünschen ihres Mannes entgegen; sie war neugierig, einen Harem zu sehen. Der Engländer war erbötig, ihr dieses Vergnügen zu verschaffen, und er erhielt auch wirklich von dem Iman die Erlaubniß für seine Frau. Die Creolin ging in den Harem — die Thür schloß sich hinter ihr und die Frau des Touristen wurde nicht wieder gesehen. Am andern Morgen reiste der Engländer ab, und man sah ihn in Mascate nie wieder.

Eines Tages, als ich mit dem Iman im traulichen Gespräch war, gab ich ihm den Rath, seine drei Söhne zu ihrer

Ausbildung nach Frankreich zu schicken, und bei dieser Gelegenheit erkundigte ich mich nach der Creolin. Sie war 1843 gestorben, und der Iman betrauerte sie sehr. Sie hatte ihm drei Söhne geboren; der eine ist der jetzige Gouverneur von Mascate, der andere ist Gouverneur von Zanzibar und der dritte war damals noch nichts; nachher empörte er sich auf Anstiften der Engländer gegen seinen Vater, aber der Verschwörungsplan scheiterte. Der junge Prinz machte 1849 die Pilgerreise nach Mekka, aber statt nach Mascate zurückzukehren, flüchtete er sich nach Aden.

Man hat in der That Unrecht, die Bewohnerinnen der Harems zu bedauern. Werden sie etwa von Eifersucht gequält? Die Eifersucht nach europäischen Begriffen ist den Orientalinnen ganz unbekannt, und überdies werden sie durch die Mutterfreuden entschädigt. Es ist der größte Wunsch der Sclavin wie der Gattin, Mutter zu werden. Die Sclavin, welche Mutter wird, kann nicht mehr verkauft werden. Die Geburt eines Knaben stellt die Favoritin über alle Andern, und die Gattin in den Rang einer Sultantin. Die Unfruchtbarkeit hingegen ist eine Ursache der Verachtung. So war's schon im Alterthum — man denke an die Geschichte der Hagar — und so ist's noch jetzt.

Wir kehren nun zu der Patientin zurück, deren Heilung ich unternehmen sollte. Die Sache war, wie gesagt, noch bedenklicher, als die Behandlung des Emirs selbst. Ich sagte ihm ganz offen meine Meinung.

„Höre,“ sagte ich, „Du machst mir einen Antrag, den ich als Muselman nicht annehmen kann; eine Patientin, die man nicht sieht, kann man nicht ärztlich behandeln. Deine Frau darf ich aber nicht sehen, und dies wird Dir un-

so mehr einleuchten, da Du Dich selbst nicht sehen lassen wolltest.«

Der Scherif sann nach.

»Die Krankheit ist vielleicht gefährlich,« setzte ich hinzu, »und macht vielleicht Erklärungen nothwendig, welche deine Frau gewiß nicht geben wird. Verichone mich daher mit dieser Cur.«

»Es ist meine jüngste Frau, die ich am meisten liebe,« erwiederte Hussein.

»Ich gehorche, wenn Du befehlst,« sagte ich; »aber ich büрге für nichts.«

»Ich will Dich zu ihr führen.«

Gegen diesen Machtspruch war nichts einzuwenden; ich verneigte mich.

Ein Eunuche wurde abgeschickt, um die Kranke auf meinen Besuch vorzubereiten.

Als wir eintraten, lag sie auf einem eisernen Bett, welches mit einem Fliegenetz umspannt war. Das Zimmer war dunkel und ich konnte keinen Gegenstand genau erkennen. Ich sah mich genöthigt, mehr Licht zu verlangen. Die Kranke und die Eunuchen waren ganz erstaunt und zögerten; aber der Scherif befahl, Wachskerzen zu bringen. Die Eunuchen brachten Licht, stellten zwei Stühle vor das Bett der Kranken und entfernten sich.

Das Zimmer zeigte ein nicht unangenehmes Gemisch von arabischem und europäischem Luxus. Ringsum an den Wänden waren Divans und Polster und der Fußboden war mit persischen Teppichen belegt; Fauteuils, Stühle und Bett waren französischen Ursprungs. Das Bett stand zwischen vier mannsdicken Granitsäulen, welche den Plafond trugen und

zugleich einen Betthimmel bildeten. Zwischen den Säulen waren Draperien von kostbaren indischen Stoffen angebracht. Zwischen den Fenstern standen Stagèren mit chinesischem und japanischem Porzellan. In allen Ecken des Zimmers standen kleine mit Perlmutter ausgelegte Tische, und auf jedem derselben eine Kanne mit einem Becken. In Räucherpfannen brannten wohlriechende Sachen: Myrrhen, Weihrauch, Benzoe und Hyrax. Die Myrrhe hat einen Beilchengeruch, der Hyrax riecht wie Rosen. Die Wände waren mit großen Käufern von Straußfedern geschmückt. Der Plafond war von geschnitztem Holz mit Abtheilungen von Spiegelglas und Arabesken von lebhaften Farben. Wir waren wirklich in dem Oriente von Tausend und Eine Nacht.

Anfangs wußte ich nicht recht, ob es das Zimmer der Favoritin oder des Herrn war. Später fragte ich Jafschya; es war das Zimmer des Herrn. Es hatte vier Thüren, die aber hinter Vorhängen verborgen waren; die eine führte zu den Rebweibern des Emirs, die zweite zu seinen Frauen, die dritte zu seiner Schatzkammer, die vierte diente als Ausgang.

Als die Eunuchen sich entfernt hatten, sprach Hussein der Kranken Muth ein und ermahnte sie, Vertrauen zu mir zu haben, denn er sey durch mich geheilt worden und ein Gleiches sey auch bei ihr zu hoffen. Sie antwortete nur mit leisem, kaum verständlichem Zwitschern.

Auf meine Bitte forderte sie der Scherif auf, mir die Hand zu reichen. Nach langem Zögern entschloß sie sich, ihre Hand unter dem Fliegenetze hervorstrecken. Anfangs kamen nur die Fingerspitzen zum Vorschein, und ich mußte die Hand weiter hervorziehen, um an den Puls zu kommen. Sie schrie leise auf. Der Scherif suchte sie zu beruhigen.

Der Puls war außerordentlich stark und rasch, aber ich wußte nicht, ob dies mehr der Krankheit oder der Aufregung zuzuschreiben sey.

Ich legte dem Sherif einige Fragen vor, deren Aufzeichnung unstatthaft seyn würde. Die Kranke litt offenbar an Wassersucht, die ich mit meinen geringen Hilfsmitteln nicht zu bekämpfen vermochte. Meine Besorgnisse ließ ich nicht merken, behielt mir aber vor, dem Sherif meine Meinung ganz offen mitzutheilen. Ich verlangte indeß die Zunge zu sehen. Dies war eine unerhörte Zumuthung. Wie konnte sie mir die Zunge zeigen, ohne zugleich das Gesicht sehen zu lassen? Und das Gesicht zeigen, war für die Frau des Sherifs mehr als eine Todsünde.

Man fand einen Ausweg; es wurde ein Loch in den Schleier gemacht, und durch dieses Loch steckte die Kranke die Zunge.

Die Zunge war ganz weiß und sehr belegt; meine Besorgnisse wurden dadurch gerechtfertigt. Ich verlangte die muthmaßlich geschwellenen Füße zu sehen. Die Unterhandlungen, welche zu diesem Zwecke angeknüpft wurden, kamen schneller zu Ende, als die frühern wegen der Hand und der Zunge. Die Füße waren in normalem Zustande, aber der Leib, den ich nach langem Parlamentiren durch die Decke und das Fliegenetz befaßte, war stark angeschwollen, und jede Berührung, zumal an der rechten Seite, verursachte heftige Schmerzen. Es war keinem Zweifel unterworfen, sie litt an einer ins zweite Stadium getretenen Wassersucht.

Ich entfernte mich mit Hussein. Auf seine dringenden Fragen sagte ich ihm die Wahrheit, und erklärte ihm zugleich, daß meine medicinischen Kenntnisse und meine Hilfs-

mittel zu gering wären, als daß ich die in solchen Fällen nöthige Operation vornehmen könnte.

„Und Du kannst ihr keine Linderung verschaffen?“ fragte der Scherif.

„Linderung wohl, aber heilen kann ich sie nicht.“

„Ihu was Du kannst.“

„Meine Reiseapotheke ist leider nicht mit allen Arzneien versehen, welche nothwendig sind, um der Kranken eine Linderung zu verschaffen. Ich muß nach Dschidda reisen, oder wenigstens einen zuverlässigen Boten hinschicken.“

„Du kannst über Mansur verfügen; er ist der beste und klügste unter meinen Dienern.“

„Wenn Mansur sogleich abreist, wird meine Apotheke bis zu meiner Rückkehr genügen.“

„Schreibe Alles auf was Du für sie und für Dich brauchst; die Kosten sind meine Sache.“

Ich schrieb sogleich an Herrn Serkis, der in Dschidda als Arzt und Apotheker etablirt war, derselbe, der mich mit Osman Pascha bekannt gemacht hatte, als ich zum Islam übergetreten war.

Mansur reiste noch denselben Abend ab; er sollte die Reise zu Lande machen und ritt ein Dromedar. Abu-Arisch ist von Dschidda in gerader Linie etwa hundertfünfundzwanzig Lieues entfernt. Mansur konnte in vierzehn Tagen wieder da sehn.

Sinstweilen verordnete ich die mir zu Gebote stehenden Arzneien. Am folgenden Morgen trat schon einige Erleichterung ein und nach einigen Tagen hatte sich der Körperumfang der Kranken beträchtlich vermindert. Der Scherif war sehr erfreut, er hielt seine Frau für geheilt; ich mußte alle meine Beredsamkeit aufbieten, um ihn vom Gegentheile zu überzeugen.

Die Arzneien kamen den vierzehnten Tag von Dschidda an und wurden angewandt; aber was ich vorhergesehen hatte, geschah: die Kranke befand sich bald besser bald schlechter, endlich starb sie.

Hussain war außer sich vor Schmerz. Ich hätte ihm voraussagen können, welche Zerstörungen man in ihrem Körper finden würde, wenn im Orient die Leichenöffnungen gestattet wären. Man kann den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele nicht von dem Wahne trennen, daß der Körper nach dem Tode noch Gefühl habe. Noch mehr: die Araber glauben, der Todte höre, was in seiner Nähe von ihm gesprochen wird.

### Fortsetzung der Rüstungen. — Abd' = el = Melek. — Vertrauliche Mittheilungen Hussain's. — Eine arabische Idylle. — Die räthselhafte Quelle.

Als der Scherif Hussain wieder genesen war, konnten wir endlich unsere Arbeiten wieder aufnehmen. Wir ließen ungeheure Massen von Schießpulver anfertigen. Ich ließ etwa fünftausend Kanonenkugeln von verschiedenem Caliber gießen; der mit Thonerde gemischte Sand eignete sich vortrefflich zu den Formen. Die Citadelle des Scherifs konnte daher mit einer ansehnlichen Menge Munition versehen werden.

Von der Absperrung der Meerenge war keine Rede mehr, der Plan ward ganz aufgegeben.

Ich schrieb nach Frankreich, um geschickte Gießer und Mechaniker kommen zu lassen. Ich erwartete diese Arbeiter mit Ungeduld, um endlich die Kanonen gießen zu können. Aber ich erhielt keine Antwort. Scherif Hussain erwartet noch jetzt die Arbeiter.

Aus diesem Stillschweigen mußte ich schließen, daß die Regierung Ludwig Philipps den ganzen Plan vereitelte, um sich mit den Engländern nicht zu entzweien.

Inzwischen besuchte mich eines Morgens der junge Abd-el-Melek, der Nefte des Emirs. Dieser bildschöne junge Araber hatte allen meinen Versuchen mit der größten Aufmerksamkeit beigewohnt und an den nachherigen Arbeiten mit ungemeinem Eifer theilgenommen. Während meiner Abwesenheit war er fast immer bei den Arbeitern gewesen, und ich hatte erfahren, daß er bei jeder Gelegenheit meine Ansichten vertheidigte und meine Partei nahm. Er war indeß nie anders als mit seinem Vater, dem Scherif Abu-Taleb, zu mir gekommen; denn die Araber legen den einzelnen Besuchen leicht eine unangenehme Bedeutung bei.

Ich empfing ihn mit aller Ehrerbietung, die ihm als Nefen des Emirs und wegen seinen persönlichen Eigenschaften gebührte.

Der junge Araber begrüßte mich mit liebenswürdiger Freundlichkeit und Offenheit und brachte sogleich den Zweck seines Besuchs zur Sprache.

„Hädschi,“ sagte er, „ich komme um Dich in Rath zu nehmen.“

„Ich hoffe,“ erwiderte ich, „daß es nicht wegen einer Krankheit ist; dein Gesicht würde in diesem Falle deine Worte Lügen strafen.“

„Nein,“ sagte er, „der Körper ist gesund, aber das Herz ist krank.“

Also eine Herzensangelegenheit! Ich fürchtete, er werde einen Talisman, einen Liebestrank oder ein Amulett von mir verlangen, aber ich wurde bald getäuscht, denn er setzte hinzu:

„Ich liebe ein Mädchen in Dschebel-Dra.“

»Von edler Geburt?«

»Nein,« antwortete er erröthend, »aus dem Volke.«

»Und was gedenkst Du zu thun?« fragte ich.

»Eben darüber wollte ich Dich um Rath fragen.«

»Vor Allem,« sagte ich, »muß ich wissen, wie Du sie kennen gelernt hast und wie Du mit ihr stehst.«

Er erzählte mir nun die ganze Geschichte — eine Liebesgeschichte, welche bis auf einige Nebenumstände überall gleich ist — ein mit Goldstickerei verziertes dunkles Gewebe.

Der junge Araber war ein kühner, leidenschaftlicher Jäger. Oft war er mit seinen Negern einige Tage im Gebirge und brachte Steinböcke und Panther nach Hause. Auf einer solchen Jagd hatte er die schöne Gammar gesehen, als sie ihrem bei der Heerde befindlichen Bruder das Essen brachte. Er hatte eben einen Panther erlegt, der den Hirten schon manches Schaf geraubt hatte.

Die beiden jungen Leute sahen einander nachher oft. Gammar begleitete ihren Geliebten auf seinen Jagden und kam nicht um die Mittagszeit, sondern erst Abends nach Hause. Der Vater war unzufrieden. Der Bruder war bei den weit vom Duar entfernten Heerden und kam erst nach drei Monaten zurück. Er erfuhr nun Alles. Gammar wurde eingesperrt. Die Liebenden konnten sich nun nicht mehr sprechen, sie sahen sich nur von ferne. Der ganze Volksstamm war feindlich gegen den Scherif Hussein gesinnt, und die jungen Leute des Duar hielten mit den Brüdern sorgfältig Wache.

Abd'el-Melef, der das schöne Mädchen um jeden Preis besitzen wollte, bat mich, bei dem Scherif Hussein ein gutes Wort für ihn einzulegen und durch die Fürsprache des Emirs auch seinen Vater für die Heirath zu gewinnen. Er hatte von dieser ganzen Idylle noch Niemanden ein Wort gesagt. Beide

hatten einander Liebe geschworen; aber Gammar fand in ihrer Familie und selbst in dem ganzen Volksstamme dieselben Hindernisse, welche Abd'el-Melef in seiner Familie zu finden fürchtete. Er war übrigens entschlossen, mit ihr zu fliehen und nöthigensfalls Hirt zu werden.

Ich fühlte mich durch sein Vertrauen sehr geehrt, aber der Auftrag, den er mir gab, war höchst mißlich. Hochgestellte Personen, wie der Scherif Hussein, pflegen mit allen Mitgliedern ihrer Familie längst entworfene Heirathsprojecte zu haben.

»Laß mir einige Tage Bedenkzeit,« sagte ich.

»Wie viel Tage?«

»Drei Tage; ich will auch die Erlaubniß, einen Freund um Rath zu fragen.«

»Nenne mir seinen Namen?«

»Zaschya.«

Abd'el-Melef sann einen Augenblick nach.

»Thue was Du willst,« sagte er dann.

Er ging auf die Thür zu, kam aber zurück und setzte hinzu:

»Ich setze meine ganze Hoffnung auf Dich. Wenn es Dir nicht gelingt, so folge ich meinem eigenen Willen.«

Er verließ mich. Ich begab mich wie gewöhnlich zum Scherif. Ich hatte mich etwas verspätet, die rothe Fahne flatterte schon auf der Citadelle.

Der Scherif war mit seinem Sohne und Zaschya allein. Der Sohn entfernte sich; es schien fast, als ob er eifersüchtig auf mich gewesen wäre; der Oberbefehl, den ich von seinem Vater erhalten, stellte mich ihm gleich und machte mich sogar zu seinem Vorgesetzten. Er reichte mir freilich zum Abschiede die Hand und sah mich mit freundlichem Lächeln an; aber

bei einem Araber beweist das nichts. Ich entschloß mich, ihn sobald als möglich zu besuchen.

Ich blickte ihm nach bis er fort war und als ich mich umsah, bemerkte ich, daß mich Jäschya scharf ansah.

»Nun, was macht meine Sackuhr?« fragte der Scherif.

»Sie geht schon fast richtig. Wenn Du mir übermorgen Vormittags die Ehre erweisen willst, mich zu besuchen, so kannst Du sie holen lassen.«

»Du hast mir etwas zu zeigen?«

»Vielleicht . . . Was ich Dir zeigen will, wird erst in achtundvierzig Stunden fertig.«

»Gut, ich werde kommen . . . Vor dem Frühstück?«

Diese Worte betonte er stark.

»Ja, vor dem Frühstück. Jäschya und dein Sohn werden ebenfalls kommen, wenn Du es erlaubst.«

»Wir wollen kommen . . . Kennst Du die Laffeten meiner Kanonen?«

»Ja, ich finde sie abscheulich.«

»Kennst Du ein schicklicheres Modell?«

»Ich wollte die Laffeten nach französischem Muster vorschlagen. Aber dazu brauche ich gutes Eichenholz und bessere Tischler.«

»Ich werde Alles zu deiner Verfügung stellen,« sagte er.

»Aber sie müssen so leicht als möglich seyn, um von zwei Kamehlen gezogen werden zu können.«

»Wie viel brauchst Du?«

»Ein Duzend.«

»Ich werde sie machen lassen. Aber es wäre besser, wenn wir uns gußeiserne Räder verschaffen könnten, denn in einem so heißen Lande zerbrechen die hölzernen sehr schnell.«

»Wozu brauchen wir Räder?« entgegnete Hussein, des-

jen Scharfsinn sich hier wieder glänzend bewährte. »Wir können ja unsere Kanonen auf Schlitten legen.«

Die Schlittenbäume gleiten vortrefflich auf dem Sande, während die Räder tief einsinken.

»Wahrhaftig,« sagte ich; »Du bist flüger als ich; es wäre mir nie eingefallen.«

»Und im Gebirge,« setzte er hinzu, »werden die Kanonen zwischen je zwei Kamehlen hängend fortgeschafft.«

»Aber wenn Du sogenannte Feldartillerie haben willst,« erwiderte ich, »so können wir ja deine sechs Steinböller auf elastische Sättel befestigen. Die Perser haben eine ganze Artillerie dieser Art.«

»Bist Du denn in Persien gewesen?«

»Nein, aber ich weiß es. Wir lassen die schweren Geschütze auf ihren gewöhnlichen Kafferen und zur Vertheidigung deiner Städte und benutzen zur Feldartillerie nur die Sechspfünder und die Steinböller.«

So wurde die Sache verabredet. — Ich wollte mich entfernen, aber der Scherif hielt mich zurück.

»Warte,« sagte er, »ich habe Dir etwas zu zeigen.«

Er ging hinaus. — Ich benutzte den Augenblick, um mit Jaschya einige Worte ohne Zeugen zu sprechen.

»Ich habe Dir etwas zu sagen.«

»Soll ich zu Dir kommen?« fragte er.

»Speise bei mir.«

»Gut, ich werde kommen.«

Der Scherif kam zurück. Er trug einen kleinen Sack, in welchem sich mehre Stücke Bergkrystall und Erz aus der Gegend von Ghezan befanden. Er schüttete den Sack aus und zeigte mir ein goldfarbiges Stück Erz.

»Was ist das?« fragte er.

Ich besah das Stück Erz und erwiederte:

»Es sieht aus wie Gold, aber ich zweifle, daß es goldhaltig ist.«

»Was enthält es denn?«

»Das kann ich nicht sagen, da ich das nöthige Medicament nicht habe.«

Ich hätte »Reagens« sagen sollen, aber das Wort hat in der Landessprache keinen entsprechenden Ausdruck.

»Was für ein Medicament?« fragte er.

»Eine Flüssigkeit, die wir Scheidewasser nennen, und ein Stein, denn wir den Probirstein nennen.«

»Wie verfährt man dabei?«

»Man reibt das Metall auf dem Stein und schüttet einen Tropfen Scheidewasser darauf. Ist es Gold, so bleibt der Glanz, Silber hingegen verschwindet und Kupfer setzt Grünspan ab. Wenn Du willst,« setzte ich hinzu, »schicke ich dieses Muster nach Dschidda, um es probiren zu lassen.«

»Gut, laß es probiren,« sagte er.

Er zeigte mir nun alle andern Muster. Ich nahm die Steinkohle auf und sagte:

»Dies ist das kostbarste unter allen.«

Hussein sah mich erstaunt an.

»Noch kostbarer als Gold?« fragte er.

»Ja, noch kostbarer als Gold.«

»Es soll im Gebirge von Ghezan sehr viel davon geben.«

»Du weißt, daß es Steinkohlen sind, mit denen die Engländer ihre Dampfschiffe in Bewegung setzen?«

»Ja, ich weiß es.«

Ich hatte auf der Insel Dschebel-Haffan schon Steinkohlen gefunden, und nach der Aussage der Eingebornen

mußte es deren auch auf andern Inseln und im Gebirge Dschebel-Fâr geben.

Die andern Muster waren Steinsalz, Bergkrystall, Agat u. s. w. Als ich Alles besichtigt hatte, setzte der Scherif hinzu:

»Jetzt habe ich Dir noch etwas zu sagen. Man hat im Gebirge eine Milchquelle entdeckt.«

»Du scherzest,« erwiderte ich.

»Nein, auf mein Wort.«

»Wer hat die Quelle gefunden?«

»Ein ehrwürdiger Greis aus dem Schneegebirge.«

»Der Greis ist ein Betrüger; es ist unmöglich, daß Milch aus der Erde komme.«

»Er hat es aber gesehen.«

»Ich sage Dir, er kann's nicht gesehen haben.«

»Er ist ein Muselman mit einem weißen Bart.«

»Ein Beweis, daß er schon lange gelogen hat.«

»Warum sollte er lügen?«

»Um Dir Geld zu entlocken. Wie viel hast Du ihm schon gegeben?«

»Wer hat Dir gesagt, daß ich ihm etwas gegeben?«

»Ich schließe es aus deiner Leichtgläubigkeit.«

»Ich habe ihm ein Almosen gegeben.«

»Was man einem Betrüger gibt, ist kein Almosen.«

»Du glaubst es also nicht?«

»Nein, ich läugne es sogar.«

»Aber der Alte hat es ja gesehen!«

»Und ich wette meinen Kopf gegen den seinigen, daß es nicht wahr ist!«

Hustein wurde nachdenkend.

»Ist der Alte hier?« fragte ich.

»Er ist vor meinem Palast.«

»Willst Du ihn rufen lassen?«

Hussain schlug die Hände zusammen, ein Slave erschien.

»Geh,« sagte der Sherif, »und hole einen Greis mit weißem Bart, den Du vor der Thüre finden wirst.«

Zehn Minuten nachher kam ein siebzigjähriger Greis mit einem bis an den Gürtel hinabreichenden weißen Bart. Er ging auf den Sherif zu und wollte ihm die Hand küssen; aber Hussain zog die Hand zurück, nicht als ob er ihn für einen Betrüger gehalten hätte, sondern wegen seines hohen Alters.

Während unserer Unterredung waren die Brüder nach und nach gekommen, und der »Divan« war vollständig.

»Du hast die Milchquelle gesehen?« fragte ich den Alten.

»Ja,« antwortete er mit großer Dreistigkeit, »ich habe die Quelle nicht nur gesehen, sondern auch daraus getrunken.«

»Nun, was sagst Du dazu?« fragte mich der Sherif.

»Dieser Mann ist vielleicht kein Betrüger,« antwortete ich, »dann aber ist er ein Narr.«

»Ich bin weder ein Narr noch ein Betrüger,« sagte der Alte; »ich habe die Wahrheit gesagt, und noch andere Leute haben die Quelle gesehen.«

Ich wandte mich an den Sherif und fragte: »Glaubst Du an die Milchquelle?«

»Gott ist Alles möglich,« erwiderte er.

»Gut; der Alte sage genau wo die Quelle ist und nenne die Leute, welche sie gesehen haben.«

Der Greis nannte seinen Sohn.

»Wo ist dein Sohn?« fragte ich.

»Vor dem Palast.«

»Laß deinen Sohn kommen.«

Der alte Mann entfernte sich und kam mit einem fetten, munteren, fünfzehnjährigen Burschen zurück.

»Du hast die Milchquelle gesehen?« fragte ich ihn.

»Ja.«

»Und hast daraus getrunken?«

»Ja.«

»Du weißt wo sie ist?«

»Ich würde den Weg mit verbundenen Augen finden.«

»Gut, geh' mit offenen Augen hin und nimm einen Sklaven des Sherif mit . . . Du hörst,« sagte ich zu Hussein. »Befehl einem deiner Sklaven, ein Dromedar zu nehmen und mit dem Burschen hinüber zu reiten; er nehme eine Flasche, schöpfe aus der Quelle und bringe die angebliche Milch.«

Der Sherif rief einen Araber und gab ihm den von mir dictirten Befehl. Zehn Minuten nachher saß der Araber mit dem jungen Hirten auf dem Dromedar und trabte dem Gebirge zu.

**Liebe und Diplomatie. — Der Bratenwender; der rauchverzehrende Schornstein; der Filtrirapparat; das Pariserzelt.**

Zaschya war zur bestimmten Stunde bei mir. Das Essen war nur ein Vorwand, die eigentliche Ursache des Stelldichein war die Herzensangelegenheit des jungen Sherifs Abd'el-Melef.

Zaschya schüttelte den Kopf. »Nun,« sagte er, »wird der Sherif Hussein seine Einwilligung zu dieser Heirath geben?«

»Aber einen Versuch könnte man doch machen,« erwiderte ich.

Der Indier sah mich scharf an

»Und Du willst den Fürsprecher machen?« fragte er. Ich sah den Indier ebenfalls forschend an.

»Nein,« antwortete ich, »ich beabsichtigte, einen Mann, der das ganze Vertrauen des Emirs besitzt, darum zu ersuchen.«

Jaschya verstand mich; er erwiderte kopfschüttelnd: »Wenn Du auf mich gezählt hast, so hast Du Dich verrecknet.«

»Du willst also nicht?«

»Ich weiß, welche Pläne der Scherif mit seinem Neffen hat. Es thut mir leid um den jungen Mann, denn er ist der Beste in der Familie.«

»Aber woher dieser hartnäckige Widerstand?«

»Weil der Volksstamm, zu welchem das Mädchen gehört, feindlich gegen den Emir gesinnt ist; bei der Zahlung des Tributs geht es nie ohne blutige Köpfe ab. Der Scherif wird fürchten, daß Abdo'-el-Melek durch die Berührung mit jenem Volksstamme rebellische Ideen bekomme; kurz, ich zweifle an seiner Einwilligung.«

»Und Du willst keinen Versuch machen, sie zu erhalten?«

»Ich wage es nicht. Aber Du könntest ja ein gutes Wort für den jungen Scherif einlegen, wenn Du ihm gefällig seyn willst.«

»Ich bin ja ein Fremder.«

»Der Scherif ist Dir sehr gewogen.«

»Das ist möglich; aber ich bin noch zu sehr Neuling in der Familie, um mich in ihre Angelegenheiten zu mengen.

Ueberdies würde die Bitte in meinem Munde zu bedeutsam erscheinen.“

»Ja wohl,« sagte Jafschya lächelnd; »und wenn ich sie ausspreche, wird man sie für Scherz nehmen.«

»Das will ich damit nicht sagen,« entgegnete ich; »der junge Scherif liebt leidenschaftlich; ich kenne die Araber und weiß wohl, daß man mit ihrer ersten Liebe keinen Scherz treibt.«

»Nein,« wiederholte der Indier, »ich will mit der Sache nichts zu thun haben.«

»Was ist dann zu thun?«

»Warum sprichst Du nicht mit dem Vater?«

»Weil der Vater wahrscheinlich noch strenger seyn wird als der Scherif, und weil Abd'-el-Melek eben auf den Scherif zählte, um seinen Vater zu bereden.«

Jafschya sann einen Augenblick nach.

»Vielleicht,« sagte er, »läßt sich die Sache auf andere Weise ausgleichen; ich könnte mit einer meiner Frauen darüber reden und diese würde mit einer Frau des Emirs sprechen ...«

»Wenn die Weiber ins Spiel kommen,« entgegnete ich, »wird die Sache ausgeplaudert.«

»Vielleicht hast Du Recht,« sagte Jafschya.

Er sann wieder nach.

»Wir müssen den jungen Scherif Hussein als Werkzeug benutzen.«

»Warum gerade ihn?«

»Weil es in seinem Interesse liegt, daß der Sohn des Oheims eine Thorheit begehe; er wird daher seinen Vater bereden, ihm dabei nicht hinderlich zu seyn. Der Scherif hält sehr viel auf seinen Neffen; er sieht in ihm die Hauptstütze

der Familienehre und findet ihn vielleicht klüger als seinen Sohn. Der junge Hussein ist deshalb eifersüchtig auf seinen Vetter; er fürchtet, sein Vater könnte einst für Abd'el-Melek mehr thun als für ihn selbst; die Heirath seines Veters wird den Emir natürlich kälter gegen Abd' el Melek stimmen. Du kannst Dich dem jungen Scherif also getrost anvertrauen. «

»Ein fein angelegter Plan,« sagte ich, »der eines Diplomaten würdig wäre.«

»Es ist der Plan eines unbedeutenden Indiers,« erwiderte Jaschya mit gut gespielter Bescheidenheit, »aber eines Mannes, der zwanzig Jahre unter den Arabern gelebt hat. Sprich mit dem jungen Hussein.«

»Ich fürchte nur,« entgegnete ich, »daß der junge Hussein mein Freund nicht ist; er scheint eifersüchtig auf mich zu seyn.«

»Du irrst Dich, verlaß' Dich auf mein Wort, er ist Dir gut.«

»Aber Du hast ja heute gesehen, daß er sich entfernte, als ich zu seinem Vater kam.«

»Was will das sagen?«

»Daß ihm meine Gegenwart unangenehm war.«

»Ich sah Dir's wohl an, daß Du so etwas dachtest; aber ich sage Dir, Du irrst Dich. Du unterbrachest das Gespräch zwischen Vater und Sohn; ich weiß wovon die Rede war und in welcher Weise von Dir gesprochen wurde. Beruhige Dich daher; weit entfernt, dein Feind zu seyn, suchte er seinen Vater zu bereden. Doch dies ist nicht mein Geheimniß. Wahrscheinlich werde ich in Kurzem in einem ähnlichen Auftrage zu Dir geschickt werden, wie Du mich an den Scherif senden wolltest; dann werden wir davon reden.«

Trotz meiner Neugier, diese Sendung kennen zu lernen,

bewahrte ich meine echt arabische Ruhe und Gelassenheit und antwortete nur:

»Wenn Du versicherst, daß der junge Scherif mein Freund sey, so will ich an seine Freundschaft glauben.«

»Ich versichere es.«

»Gut, dann will ich ihn besuchen und mit ihm darüber reden.«

»Höre,« sagte Zaschya, »ich trug Bedenken, mit dem Vater darüber zu reden, weil ich weiß, daß es ihm unangenehm ist; aber ich bin bereit, den Sohn davon in Kenntniß zu setzen, weil ich weiß, daß es ihm angenehm seyn wird. Willst Du mir die Sache überlassen?«

»Sehr gern; aber Abd'el-Melef muß erst seine Einwilligung geben; er hatte mich ermächtigt, mit Dir darüber zu reden, aber ich weiß nicht . . .«

»Gut,« sagte Zaschya, »laß ihn kommen und frage ihn.«

»Nein, geh' Du zu ihm; der Scherif pflegt Dich zu seinen Brüdern zu senden; deine Anwesenheit wird daher nicht beachtet.«

»Du hast Recht.«

Zaschya entfernte sich. Eine Viertelstunde nachher hatte er die Erlaubniß eingeholt und kam zurück.

»Jetzt,« sagte er, »gehen wir folgendermaßen zu Werke. Der Scherif weiß, daß Du seinen Sohn besuchen willst; gehe zu dem jungen Hussein und erzähle ihm das ganze Abenteuer; er wird es morgen seinem Vater erzählen, und übermorgen wird der Scherif mit Dir darüber reden.«

Ich sah nach der Uhr; ich hatte eben noch Zeit, ihm einen Besuch zu machen, bevor er sich zu seinem Vater begab.

Ich fand ihn zu Hause. Er hörte meine Mittheilung

mit der größten Aufmerksamkeit an, und war mit Vergnügen bereit, den Wunsch seines Vatters zu erfüllen.

Zaschya erwartete mich, als ich wieder in die Citadelle kam. —

»Alles geht nach Wunsch,« sagte ich zu ihm.

»Ich glaube,« antwortete Zaschya, »daß wir das rechte Mittel gewählt haben.«

Ich hatte den Scherif Hussein Vormittags gesprochen, und unterließ den Abendbesuch, um seinem Sohne Zeit zu lassen, mit ihm von Abd'el-Melek zu sprechen.

Am andern Morgen war ich zur gewohnten Stunde bei dem Emir. Er erwähnte nichts von einem Gespräche mit seinem Sohne.

So vergingen zwei Tage, ohne daß etwas Neues vorfiel. Die gewöhnlichen Arbeiten wurden verrichtet. Am dritten Tage endlich, um zehn Uhr Morgens, sah ich den Scherif, seinen Sohn und den Indier kommen.

Ehe er zu mir kam, besichtigte er die Arbeiten. Ich erwartete ihn. Der Bratenwender war in Bewegung; auf der Terrasse war das Zelt aufgeschlagen und unter dem Zelte ein Frühstück bereit gehalten.

Der Scherif Hussein sagte mir viel Schmeichelhaftes über die Arbeiten, welche rasch gefördert wurden; dann konnte er seine Neugier nicht länger zügeln und setzte hinzu:

»Du wolltest mir etwas zeigen.«

»Ja, willst Du mit mir kommen?«

»Sehr gern.«

Ich öffnete die Thür und ließ ihn vorangehen; dann bat ich um die Erlaubniß, ihn in die Küche zu führen.

Hier erwartete ihn ein ganz neuer Anblick. Der Bratenwender, auf welchem ein ganzes Schaf steckte, drehte sich

vor einem großen Feuer, die Räder griffen in einander mit regelmässigem Tiktak, wie ein großes Uhrwerk. Der Fleischsaft und das Fett tropften in eine große eiserne Pfanne. Selim begoß den Braten mit einem selbstverfertigten hölzernen Löffel. Es war ein schöner Anblick, zumal für den Scherif, der den Mechanismus des Bratenwenders nicht kannte.

»Das ist ja eine Bratenuhr!« sagte er erstaunt; »es fehlt nur das Zifferblatt, welches anzeigt, wann der Braten fertig ist.«

Ich verneigte mich. Ein Europäer würde diesen sinnreichen Einfall schwerlich gehabt haben.

»Wenn ich in meine Heimat zurückkehre,« sagte ich, »so will ich den Bratenwendermachern deine Bemerkung mittheilen.«

Zunächst wurde seine Aufmerksamkeit durch den Rauchfang gefesselt. Der Rauchfang ist in Jemen eben so unbekannt wie der Bratenwender.

Der Emir neigte sich vorwärts, um zu sehen, wie der Rauch aufstieg. Ich gab ihm die nöthigen Erklärungen. Ob er mich ganz verstand, weiß ich nicht, aber er ersuchte mich, ihm die Arbeiter, die meinen Rauchfang gemacht hatten, zu schicken, und in seiner Küche eine ähnliche Verbesserung vorzunehmen.

»Es wird gut seyn,« sagte ich, »daß ich deine Küche sehe, um die Stelle zu wählen, wo der Rauchfang anzubringen ist, und ihm die geeignete Form zu geben.«

»Ich mochte es Dir nicht zumuthen,« sagte er.

Ich verneigte mich; ich war bereits Serdar, Drechsler, Gießer, Diplomat, Kaufmann, Ingenieur, Uhrmacher, Arzt, Maurer und avancirte endlich zu dem Grade eines »rauchverzehrenden Schornsteinerbauers.«

»Ist das Alles, was Du mir zu zeigen hattest?« fragte der Scherif, dessen Appetit vermuthlich durch den am Bratspieß steckenden Schöps gereizt wurde.

»Ich werde Dir noch etwas zeigen, wenn Du Dich auf die Terrasse bemühen willst.«

»Sehr gern,« sagte Hussein.

Wir begaben uns auf die Terrasse. Das Zelt war aufgeschlagen.

»Siehe da!« sagte der Scherif überrascht; »es ist Dir also gelungen?«

Er nahm das Zelt in Augenschein, um zu sehen, wie ich alle Bestandtheile benützt hatte.

»Willst Du mir ein großes Zelt dieser Art machen lassen?« fragte er, denn sein Scharfblick erkannte sogleich die Vorzüge des Pariser Zeltes vor dem arabischen.

»Mit Vergnügen,« erwiderte ich.

Die Matten waren unter dem Zelte ausgebreitet, um die Speisen aufzunehmen. Man brachte Wasser und wohlriechende Seife zum Händewaschen.

Es ist in Arabien nicht Sitte, Jemand zum Essen einzuladen; aber Hussein sah wohl, daß ich ein Frühstück zu seiner Verfügung stellte.

Zwei Sclaven, von Selim angeführt, brachten das ganze gebratene Schaf auf einer eisernen Schüssel. Der Scherif nahm vor dem Braten Platz. Wir drei Andern, Jaschya, der Sohn des Emirs und ich, blieben stehen; ich schickte mich an, ihn zu bedienen.

»Setze Dich,« sagte er.

Ich gehorchte.

»Setzet Euch,« sagte er zu seinem Sohne und Jaschya. Sie setzten sich.

Scherif Hussein begann nun das gebratene Schaf mit den Fingern zu zerreißn und reichte jedem von uns ein Stück; er selbst nahm den im Voraus zerhackten Kopf. Der Kopf ist der größte Leckerbissen, zumal das Gehirn.

Es stand ihm noch eine Ueberraschung bevor. Als der Slave Wasser einschenkte, bemerkte der Scherif, daß es nicht trübe wie das seinige, sondern klar und durchsichtig war.

Er kostete es.

»Ich habe noch nie so gutes Wasser getrunken,« sagte er; »woher hast Du es?«

»Es ist aus demselben Brunnen, der Dir das Wasser liefert,« antwortete ich; »aber ich habe es in dem Destillirapparat, den Du mir gegeben, von allen unreinen Bestandtheilen befreit.«

»Kann ich auch solches Wasser haben?«

»So viel als Du wünschest.«

»Wahrhaftig,« sagte er, »Du bist ein gelehrter Mann!«

## Fortsetzung der arabischen Idylle. — Die Entdeckungsreise. — Sabäa. — Patriarchalische Justiz. — Eine Nacht im Gebirge.

Wie Zafchya vorausgesehen hatte, führte mich der Scherif auf eine Ecke der Terrasse und ließ seinen Sohn mit dem Indier allein.

»Mein Sohn,« sagte er, »hat mir von der Mittheilung erzählt, die ihm Zafchya in deinem Namen gemacht. Was ist Wahres daran?«

»Wenn er Dir gesagt hat, daß dein Nefse Abd'el-Melek ein Mädchen aus dem Stamme der Begam liebt und deine

Einwilligung zur Heirath wünscht, so hat er die Wahrheit gesprochen.“

»Warum hast Du nicht selbst mit mir gesprochen?“

»Weil es eine Familienangelegenheit ist und ich nicht zu deiner Familie gehöre.“

Der Scherif sah mich an.

»Ein Freund ist kein Fremder,“ sagte er.

Ich verneigte mich.

»Ich fürchte,“ setzte er hinzu, »daß die Sache nicht möglich ist.“

Ich schwieg.

»Das Mädchen ist nicht von edler Herkunft; er wird weder meine noch der Brüder Zustimmung erhalten.“

»Du wirst deinen Neffen zur Verzweiflung treiben,“ erwiederte ich.

»Es thut mir leid, denn er ist ein braver junger Mann und ich habe ihn sehr lieb.“

»Er hatte auf deine Zuneigung gezählt und wollte sich daher lieber an Dich als an seinen Vater wenden.“

»Du weißt,“ entgegnete Hussein, »daß die Begam unter allen Stämmen des Dschebel-Dra am feindlichsten gegen mich gesinnt sind.“

»Ich weiß es, und eben deshalb hoffte ich, daß Du deine Einwilligung geben würdest.“

»Ich verstehe Dich nicht.“

»Dein Neffe könnte die Begam durch seinen Einfluß zu deinen Freunden machen.“

»Aber der Volksstamm kann meinen Neffen zu meinem Feinde machen.“

»Du hast eine zu schlechte Meinung von deinem Neffen.“

Bedenke wohl, Sidi, was Du thust, ehe Du ihn unglücklich machst.“

»Ich werde mir's überlegen.«

»Wirst Du mir eine Antwort geben?«

»Ja; aber ich sage Dir noch einmal, daß ich andere Absichten mit meinem Neffen habe.«

»Du bist ja der Herr,« sagte ich.

Er reichte mir die Hand. Dies war ein Zeichen, daß er sich entfernen wollte. Ich mußte ihn an seine Stockuhr erinnern. Jafschya trug sie fort.

Beim Fortgehen fragte mich der junge Scherif leise:

»Willigt mein Vater ein?«

»Nein!« antwortete ich.

»Ich werde wieder mit ihm reden.«

Und er folgte seinem Vater.

Jafschya war in der That ein kluger Diplomat.

Abends machte ich dem Scherif einen Besuch, aber er sagte nichts. — Als ich nach Hause kam, fand ich Abd'el-Melek, der eine Antwort holen wollte. Der Leser weiß, was ich ihm zu sagen hatte.

»Was wirst Du thun?« fragte ich.

»Mein Entschluß ist gefaßt.«

»Du willst sie entführen?«

»Ja.«

»Auf die Gefahr hin, deinen Vater und deinen Oheim zu erzürnen?«

»Mein Oheim,« erwiderte er, »hat einen langen Arm, aber mein Roß hat flinke Füße. Ich werde außer seiner Gewalt seyn, ehe er erfährt, daß ich Gammar entführt.«

Selim trat ein. »Der Scherif Hussein wünscht Dich zu sprechen,« sagte er.

»Läßt er mich rufen?«

»Nein, er gibt das Nachtsignal: die zwei Laternen.«

Was konnte der Scherif von mir wollen? — Ich eilte zu ihm.

»Mit der Milchquelle,« sagte er frohlockend, »hat es seine Wichtigkeit.«

»Dein Slave hat sie gesehen?«

»Ja.«

»Und er hat eine aus der Quelle geschöpfte Flasche Milch mitgebracht?«

»Er hatte sie mitgebracht, aber eine Stunde von hier hat er sie zerbrochen.«

»Wo ist er?«

»Er ist draußen.«

»Kann ich ihn sprechen?«

Hussain schlug in die Hände. Ein Neger erschien.

»Laß Mabruk kommen,« sagte der Scherif.

»Ich wünsche, daß sein Name ihn schütze,« sagte ich lachend.

Mabruk heißt nemlich »Glück«.

Mabruk kam. Ich nahm ihn ins Verhör; er wiederholte dieselbe Fabel, die er dem Scherif erzählt hatte.

»Ist es wirklich wahr? Bethauerst Du es bei dem Haupte deines Vaters?«

Dies ist nach dem Namen Gottes der größte arabische Schwur.

»Bei dem Haupte meines Vaters!« sagte er.

»Es ist gut,« sagte ich, »ich glaube Dir. Geh.«

»Du siehst,« sagte Hussain.

»Ich sehe, daß Mabruk ein schändlicher Lügner ist.«

»Glaubst Du?«

»Ich bin fest davon überzeugt. Hast Du dem Alten ein Geschenk reichen lassen?«

»Ja, fünfzig Talaris.«

»Laß Mabruk durchsuchen, und Du wirst fünfundzwanzig in seiner Tasche finden.«

»Wie so?«

»Die Beiden haben das Bakschisch getheilt.«

»Warum sollten sie es getheilt haben?«

»Weil Mabruk sein Mitschuldiger ist; gegen das Versprechen der Hälfte des Geschenks, das man Dir entlocken würde, hat er an dem Betrüge theilgenommen.«

Hussain wurde blaß und stampfte mit dem Fuße. Dies waren die beiden Zeichen seines großen Zornes.

»Höre,« setzte ich hinzu, »ich will mich mit meinen eigenen Augen überzeugen. Laß Mabruk diese Nacht bewachen; morgen soll er mich zu der Quelle führen.«

»Warum willst Du Dich nicht von dem Alten und seinem Sohn führen lassen?«

»Weil sie Beide schon fort sind.«

»Schon fort?«

»Laß sie nur rufen. Du wirst sehen.«

Hussain schlug wieder in die Hände. Der Neger kam.

»Mabruk soll ins Skiffa gebracht und scharf bewacht werden. Dann führe den Alten und seinen Sohn her.«

»Willst Du eine Partie Schach machen, Sidi?« fragte ich.

»Nein, ich spiele nicht.«

»Schade, wir hätten die Partie ganz gemächlich zu Ende spielen können, und wenn sie acht Tage gedauert hätte, ehe wir die beiden Entdecker der Quelle wiederfinden.«

Hussain stampfte noch ungeduldiger als das erste Mal mit dem Fuße.

Wir warteten eine Viertelstunde; je länger wir warteten, desto ungeduldiger wurde der Scherif.

Endlich kam der Neger wieder.

»Mabruk ist im Skiffa,« sagte er.

»Und der Alte?«

»Man sucht ihn.«

»Ist er denn nicht mehr in der Citadelle?«

»Nein.«

»Er soll kommen!«

Der Neger ging fort.

»Erlaubst Du,« sagte ich, »daß ich morgen mit Mabruk die Quelle suche?«

»Ja,« antwortete er; »ich will Dich begleiten. Der Mensch ist ein Kabayle, er wäre im Stande, Dich zu ermorden oder seine Stammesgenossen gegen Dich zu hetzen. Ueberdies will ich mich mit meinen eigenen Augen überzeugen.«

»Gut; aber ich bitte Dich um eine Gnade, Sidi, oder vielmehr ich werde Dich um eine bitten, wenn Mabruk Unrecht hat.«

»Wenn's in meiner Macht steht, so bewillige ich es Dir.«

»Wann werden wir morgen aufbrechen?«

»Vor Sonnenaufgang.«

Der Neger kam wieder.

»Man findet den Alten nicht,« sagte er, »er muß davon-gelaufen seyn.«

»Man suche ihn und bringe ihn sammt seinem Sohn in die Kerker der Citadelle!«

Ich beurlaubte mich und ging ohne die mindeste Besorgniß über das Schicksal des alten Hirten und seines Sohnes nach Hause. Ich wußte, daß man sie nicht finden würde; sie

kamen auch, so lange ich zu Abu-Arisch war, nie wieder zum Vorschein.

Ich ließ mir mein Lager auf der Terrasse bereiten; ich zog die Decke über den Kopf, um mich gegen den Thau zu schützen, aber ich schlief nicht, ich dachte an einige Worte, die dem Indier während unsers Gesprächs entchlüpft waren. Ich hatte, wie Jaschya sagte, eine Unterredung zwischen dem Scherif und seinem Sohn unterbrochen; man wollte dem Indier einen ähnlichen Auftrag an mich geben, wie ich ihn an den Scherif geben wollte. Ich zerbrach mir den Kopf, ich wollte etwas in dieser Dunkelheit sehen und wär's auch ein Gespenst. Als daher Hadschi Soliman um drei Uhr kam und die Decke aufhob, fand er mich noch wach.

Eine Viertelstunde nachher war ich vor der Citadelle des Emirs. Das Thor war noch verschlossen, aber auf den ersten Schlag des Klopfers that es sich auf.

Der Scherif war schon wach und erwartete mich. Die Pferde und Dromedare waren gesattelt. Die ganze Familie, Brüder, Neffen, Vettern wollten mitreiten. Jaschya erschien ebenfalls auf seinem Esel. Mabruk wartete, von zwei Negern bewacht, in einem Winkel der Vorhalle.

Alle Theilnehmer an dem Ausfluge sollten wohl bewaffnet erscheinen, denn einige Volksstämme im Gebirge waren Feinde des Scherifs. Mabruk hatte den Ort, wo sich die Quelle befinden sollte, genau beschrieben; sie sollte im Dschebel von Sabaa seyn.

Der Zug setzte sich kurz vor Sonnenaufgang in Bewegung. Die Nächte sind im Orient sehr kalt und feucht, daher scheint die Erde in der Frühe mit Reif bedeckt zu seyn und glänzt in den ersten Sonnenstrahlen wie Krystall.

Wir ritten in südöstlicher Richtung. Der allgemeine Name des Gebirges, welches wir nach der nächsten Localität benannten, ist »Dschebel-Beni-Seif« (Gebirge der Söhne des Herrn).

Da die Wege für eine Schaar von drei- bis vierhundert Reitern allzu schmal waren, so ritten wir eine Strecke querfeldein. Wir jagten eine unglaubliche Menge Federwild und Hasen auf. Die Luft war von Perlhühnern, Kepphühnern, Wachteln, Störchen, Raben, Kibigen und wilden Gänsen noch stärker bevölkert, als die Erde von Hasen, Trappen, Antilopen und Schakals. Die Ebene war für Arabien überraschend grün und so gut angebaut wie eine Feldmark in Europa.

Die Sonne ging hinter den hohen, zackigen Gebirgsgipfeln auf und warf über die Landschaft ein eigenthümliches magisches Licht, das sich nur in dieser Zone findet. Der Scherif befahl Halt zu machen. Alle Reiter stiegen ab. Der Imam rief zum Gebet. Die Pferde und Dromedare wurden den Saïs überlassen. Die Waschung wurde so gewissenhaft verrichtet wie zu Hause; die Dienerschaft hatte Wasser in reichlicher Menge mitgebracht; der größte Theil wurde indeß zum Trinken aufgespart, denn Jedermann benetzte sich Gesicht und Hände nur mit einigen Tropfen, ohne jedoch die üblichen Ceremonien außer Acht zu lassen.

Nach dem Gebet stiegen Alle wieder zu Pferde, um die Reise fortzusetzen. Mabruk, der das Gebet mit den Uebrigen verrichtet hatte, wurde wieder auf sein Dromedar gesetzt und festgebunden. Die Hände ließ man ihm frei, weil er den Weg zeigen mußte.

Wir waren noch zwei bis drei Lieues vom Gebirge entfernt. Unterwegs kamen wir an einen Quar. Hundegebell

verkündete unsere Ankunft. Einige Männer kamen zum Vorschein; sie erkannten den Scherif und verkündeten die Ankunft des Herrn im Dorfe. Ein Duzend Weiber und Mädchen kamen dem Emir entgegen und brachten ihm Milch und Acida, das oben erwähnte arabische Nationalgericht.

Der Emir stieg ab; ich folgte seinem Beispiel, Jäschya ebenfalls.

Hussain trat auf mich zu und sagte leise mit einem Seitenblick auf Mabruk: »Ich sehe einen Spizbuben, der diesen Abend beide Hände brauchen wird, um seinen Kopf auf den Schultern festzuhalten.«

Dann wandte sich der Scherif zu den ältesten Landleuten und sprach mit ihnen von Ackerbau und Politik, gab ihnen Rath über die Bewässerung der Felder und Wiesen, und erkundigte sich nach dem Schaden, den die aus dem Gebirge kommenden Panther gethan.

Nachdem die Schläuche mit frischem Wasser gefüllt waren, brach die Reiterchaar wieder auf. Die jungen Leute fingen eine Hezjagd an. Einige verfolgten die Trappe mit Lanzen, Andere hezten ihre Slugis (Windhunde) auf die Gazellen. Abd'-el-Melek und der junge Hussain hatten ihre Falken mitgebracht, die von Reitknechten auf der Hand getragen wurden. Die Falken wurden theils auf wilde Tauben, theils auf Trappen losgelassen. Die Ebene bot in der That einen wundervollen Anblick mit den nach allen Richtungen jagenden Reitern und Windhunden, während die Falken mit unbeschreiblicher Schnelligkeit auf ihre Beute losschossen.

Am Fuße des Gebirges sollte sich die ganze Gesellschaft zum Frühstück versammeln. Wir erreichten den Sammelplatz bald nach zehn Uhr. Die Jäger brachten reiche Beute: Gazellen, Trappen, wilde Tauben, Repphühner ic.

Wir waren etwa hundert Schritte von dem Dorfe Sa-  
bäa. Dieser Name hat, wie man sieht, einige Beziehung zu  
den Sabäern, welche fünfzig Lieues ostwärts wohnen. Die  
Trümmer des alten Saba, der Residenz der Königin Mikaulis  
(in der arabischen Tradition Balkis), der Freundin Salomo's, sind  
nur sechzig Lieues von da entfernt. Später werde ich meinem  
Freunde Arnaud folgen; er war der erste Europäer, der  
jene Ruinen besuchte; ich war der zweite; Jules St. Coir  
Bajot der dritte.

Die Gazellen wurden ausgeweidet und an eisernen Lad-  
stöcken gebraten. Das wilde Geflügel wurde in heißem Was-  
ser abgebrüht und mit Reis gesotten. Die Gazellen sind sehr  
schmackhaft; das Fleisch ist dunkler als Rehfleisch, aber eben  
so zart und saftig. Der Moschusgeruch, der den Gazellen  
eigen, ist bei einigen Arten zu stark und gibt dem Fleisch  
einen unangenehmen Geschmack. Die Trappe hat braunes  
Fleisch, das aber sehr wohlschmeckend ist und viele Ähnlich-  
keit mit dem Fleisch der wilden Gänse hat. Der Reis wird  
im Wasser ohne Salz gesotten und mit geschmolzener Butter  
übergossen. Oft mischt man Linsen, Mandeln und Rosinen  
darunter, wie in einem Pudding. Das Ganze wird mit  
Ingwer, Pfeffer und Gewürznelken bestreut.

Nach dem Frühstück wurden die Deputationen empfan-  
gen. Die Nachricht von der Anwesenheit des Smirs hatte sich  
schnell verbreitet. Hussein war auf seinen Privatgütern; die  
meisten Aecker und Heerden waren sein Eigenthum, die Land-  
leute seine Pächter. Er wurde daher in allen Angelegenhei-  
ten um Rath gefragt; er hatte alle Streitigkeiten zu schlicht-  
en und Recht zu sprechen. Es herrschte übrigens in der  
ganzen Gegend ein gewisser Wohlstand; die Einwohner wa-  
ren schöner, kräftiger und besser gekleidet als anderswo; die

Weiber waren zum Theil ausgezeichnet schön. Der arabische Stamm schien sich hier ganz rein und unvermischt erhalten zu haben.

Der Scherif benutzte die Zeit der Siesta, um Streitigkeiten zu schlichten und Recht zu sprechen. Eine Frau beklagte sich über ihren Mann, ein Mann über seine Frau, ein Vater über seinen Sohn; hier war ein Diebstahl begangen, dort sogar Blut geflossen. Der Scherif that seine Aussprüche mit großer Unparteilichkeit; der Kadi war in seinem Gefolge und ließ die Strafen sogleich in Anwendung bringen.

Als die Streitigkeiten geschlichtet waren, kamen die Klagen gegen die Panther und wilden Schweine an die Reihe. Man versprach den Einwohnern eine große Treibjagd. So wurden Alle zufriedengestellt, selbst die Bestraften hatten keine Ursache sich zu beklagen.

Gegen drei Uhr brach die ganze Reiterschaar wieder auf. Mabruk versicherte, in einer Stunde würden wir die Milchquelle erreichen. Mabruk hatte mit der Dienerschaft gespeist und nicht im mindesten gezeifelt, daß die Quelle noch an ihrem Blage sey. Viele unter den Dienern glaubten fest an die Milchquelle:

Wir ritten noch etwa anderthalb Stunden im Gebirge fort. Hirten und Heerden sahen uns staunend an. Die Hirten fangen und antworteten einander von einem Berggipfel zum andern; ihre Stimmen hallten weit durch die engen Gebirgsschluchten. Von Zeit zu Zeit fiel ein Schuß, den das Echo fünf- bis sechsmal wiederholte. Es mochten junge Araber seyn, welche nach Steinböcken und Geiern schossen.

Gegen fünf Uhr erklärte Mabruk, er erkenne den Weg, den er mit dem Sohn des alten Hirten genommen, man

müsse aber die Pferde und die Dromedare zurücklassen, um zu Fuß zu gehen.

»Gut,« sagte Hussein, »wir wollen zu Fuß gehen.«

»Was, Sidi,« sagte Mabruk, »Du willst Dich selbst bemühen?«

»Ich will mit meinen eigenen Augen sehen,« erwiderte der Scherif.

Wir stiegen ab. Mabruk wurde losgebunden. Der Scherif wählte seinen Sohn, seinen Nessen, Jaschya und mich zu Begleitern. Zwei Neger sollten Mabruk nicht aus den Augen lassen. Fünf oder sechs andere trugen unsere Gewehre.

Es ging steil bergan. Mabruk ging mit den beiden Negern voraus. Der Scherif folgte, ich ging mit den Andern ihm nach. Ich hatte mich nicht geirrt: Mabruk wollte uns die Sache verleiden und wählte deshalb die steilsten, mühsamsten Wege. Aber der Scherif war ein rüstiger Gemsenjäger, der es mit den gewandtesten Tirolern und Schweizern aufnehmen konnte. Der Betrüger gab jedoch anfangs die Hoffnung nicht auf. Er stand von Zeit zu Zeit still, um sich zu orientiren; endlich erklärte er, daß er den Weg verfehlt, und deutete auf einen fast unersteiglichen Gebirgskamm, auf welchem wir die Milchquelle finden würden.

Der Smir sah ihn scharf an.

»Bist Du deiner Sache gewiß?« fragte er ernst und gelassen.

»Ja, Sidi.«

»Gut,« sagte Hussein, »wir wollen hinauf; der Weg hat mich ermüdet, und ich möchte mich an der Quelle erfrischen.«

Jaschya trat auf mich zu und sagte leise:

»Ich gebe keinen Para für seinen Kopf.«

Ich stimmte ihm bei.

Mabruk ging weiter, wir folgten ihm. Er schritt mit der Beharrlichkeit der Verzweiflung immer bergan, bis wir nicht mehr weiter konnten. Ich bewunderte den Scherif. Wo die Andern, selbst die Neger, einander die Hände reichten, ging er gerade und ohne zu wanken.

Endlich ergab sich Mabruk.

»Ich habe den Weg verfehlt,« sagte er, »ich weiß nicht mehr wo die Quelle ist.«

»Gut,« sagte der Scherif, »wir wollen einen Ort suchen, wo wir übernachten können.«

Die Sonne war untergegangen, der Rückweg wäre selbst für den kühnsten und gewandtesten Jäger halbsbrechend gewesen. Wir beschloßen auf einer Felsenplatte zu übernachten. Die beiden Neger banden Mabruk, ohne den Befehl abzuwarten. Die Andern machten Feuer. Die Neger hatten ein lebendiges Schaf mitgebracht; es wurde geschlachtet. Mabruk sah mit trübseligem Blicke zu; er dachte ohne Zweifel an das ihm bevorstehende Schicksal. Das Schaf wurde nach der gewöhnlichen Art in ein Loch gegraben und zwischen Kohlen und heißer Asche gebraten. Zwei Stunden nachher war der Braten fertig und wurde nebst Reis, Datteln, Brot und Milch verzehrt. Es versteht sich, daß die Milch nicht aus jener famösen Quelle war, die Neger hatten sie sammt dem übrigen Mundvorrath mitgebracht.

Der Bratengeruch lockte die Raubthiere herbei; Schakals, Luchse, Hyänen, selbst Panther schlichen heran, um zu sehen was vorging, und wir mußten mehre Feuer anzünden, um sie in gemessener Entfernung zu halten. Von Zeit zu Zeit kam das Gebrüll indeß so nahe, daß man hätte glauben können, die wilden Bestien beriethen sich miteinander, um uns anzugreifen. An dem äußersten Rande des Lichtfrei-

ses, der sich um uns ausbreitete, sah man bald eine lauernde Hyäne, bald einen Luchs, der uns mit seinen feurigen Augen anglozte, bald einen wie eine bunte Schlange herankriechenden Panther.

Blötzlich fielen zwei Schüsse. Wir sahen uns um: es fehlte uns Abd'-el-Melek mit seinem Neger. Bald darauf schleppte der Letztere ein Thier herbei, das ich anfangs für einen Panther hielt. Es war ein Karakal. Abd'-el-Melek setzte sich wieder zu uns, ohne ein Wort zu sagen. Ein europäischer Jäger würde sein Abenteuer mit pomphaften Worten erzählt haben; der junge Scherif beantwortete nur flüsternd ein paar Fragen seines Veters. Der Neger zog dem Karakal die Haut ab, welche eben so geschätzt wird wie ein Pantherfell.

Die beiden Schüsse hatten die Raubthiere für eine Zeit lang verjagt; aber als das gebratene Schaf aus dem Ofen gezogen und zerschnitten wurde, kamen sie wieder näher. Dieses Mal kümmerten wir uns nicht darum, wir waren nur auf die Befriedigung des Magens bedacht. — Es versteht sich, daß der Scherif vor dem Essen das Gebet verrichtete.

Nach dem Essen wurde Kaffeh getrunken. In Arabien trinkt man überall Kaffeh. Die gerösteten und zerriebenen Bohnen führt man in einer Blechbüchse bei sich; die Zubereitung geschieht in einem kleinen Flaschenkessel. Der Scherif hatte einen eigenen Diener für den Kaffeh.

Beim Kaffeh wurde geplaudert; aber von dem Zweck dieser abenteuerlichen Gebirgsfahrt wurde kein Wort erwähnt. Mabruk hatte mit der übrigen Dienerschaft gespeist. Man hatte ihm die Hände losgebunden, aber nach dem Essen baad man sie wieder fest. Er schien Alles was um ihn

vorging, gar nicht zu beachten; man hätte in ihm die Hauptperson des Dramas gar nicht geahnt.

Bis Mitternacht wurde geplaudert, dann hüllte sich der Scherif in seinen Abba und legte sich auf seinen Teppich. Wir folgten seinem Beispiel, obschon nicht Jeder mit einem Teppich versehen war. Die Neger bewachten Mabruk und schürten das Feuer.

An Schlaf war mitten unter dem Gebrüll und Geheul der wilden Bestien kaum zu denken. Die Hyänen zumal ließen uns keinen Augenblick Ruhe; eine von ihnen schlich sich bis an die Stelle, wo die Eingeweide des Schafes lagen. Abdel-Melek schoß sie nieder, ohne aufzustehen. Zaschya, der sich fürchtete, schmiegte sich an den jungen Scherif, wie in einer Tragödie sich ein Vertrauter an seinen Prinzen drängt; er glaubte an der Seite des arabischen Theseus sicherer als sonst irgendwo zu seyn.

Während der ganzen Nacht hörte man weithin im Gebirge das Gebrüll und Geheul der wilden Thiere und das Gebell der Hunde. Je näher der Tag kam, desto eifriger krächten die Hähne, das Hundegebell hingegen hörte nach und nach ganz auf.

Wir mußten warten bis der Tag anbrach. Nach dem Frühgebet traten wir den Rückweg an. In zwei Stunden kamen wir wieder an die Stelle, wo wir die Pferde und Dromedare gelassen hatten. Zaschya freute sich, seinen Esel wiederzufinden; ich glaube sogar, daß er ihn in einem unbewachten Augenblicke, wie Sancho Panza, mit einer zärtlichen Umarmung begrüßte.

Alle standen auf, als wir erschienen, aber keiner erlaubte sich eine Frage. Der Anblick des gebundenen Mabruk machte freilich alle Fragen überflüssig. Man band ihn wie-

der auf seinem Kamehl fest und nach kurzem Aufenthalt setzte sich der ganze Zug in Bewegung.

Zwischen neun und zehn Uhr kamen wir wieder nach Sabäa. Der Scherif hielt an, um den Leuten zu erklären, daß die versprochene Treibjagd am folgenden Tage gehalten werden sollte. Es wurden daher in alle Ortschaften am westlichen Abhange des Gebirges Eilboten mit der Nachricht geschickt, daß am andern Morgen bei Tagesanbruch die große Treibjagd beim Dschebel-Scherif beginnen und bis zum Dschebel-Dia fortgesetzt werden solle. Den Bewohnern der verschiedenen Ortschaften wurden ihre Sammelplätze und Posten angewiesen. Der von den Treibern in der Ebene zu beschreibende Halbkreis sollte gegen fünfzehn Lieues groß seyn; die Schützen sollten die Sehne des Bogens bilden und sich in den Thälern und am Fuße der Gebirge aufstellen.

Die Boten zerstreuten sich nach allen Richtungen und versprachen frohlockend, daß die Treiber um zehn Uhr Abends auf ihren Posten seyn sollten.

### Eine Treibjagd im großen Maßstabe. — Die Taubenpost des Emirs. — Lösung des Räthfels von der Milchquelle.

Die wilden Thiere haben, wie die zweifüßigen Banditen, ihre bestimmten Stunden, wo sie auf den Raub ausgehen. Von zehn Uhr Abends bis Mitternacht kommen sie aus dem Gebirge und kehren gegen drei Uhr Früh in ihre Schlupfwinkel zurück. Es wurde daher verabredet, daß sich die Jäger gruppenweise schon gegen Abend nach den Quaren Beni-Moro, Beni-Serém, Zada und Habas begeben sollten. Eine

Anzahl Schützen sollte in Sabäa bleiben. Gegen Mitternacht sollten alle Jäger aufbrechen und sich in den vorausbezeichneten Thälern aufstellen, um eine ununterbrochene, das ganze Gebirge absperrende Reihe zu bilden. Dann sollten sie in kurzen Zwischenräumen Feuer anzünden, um die wilden Thiere zurückzuschrecken. Die Treiber sollten auf dieses Signal ebenfalls ihre Feuer anzünden. Die auf diese Weise eingeschlossenen Thiere würden dann weder durch die Ebene zu entkommen suchen, noch ins Gebirge zurückkehren; alle aus dem Gebirge gekommenen Panther, Hyänen, Schakale würden, bis auf einige, welche etwa die Reihen durchbrachen, den Jägern gehören.

Der Tag verstrich unter den Vorbereitungen. Der Scherif begab sich, von vier Brüdern, seinem Sohn und Neffen, Zafschya und mir begleitet, nach dem Dorfe Beni-Serém, welches den Mittelpunkt der Linie bildete. Die andern Brüder und das Gefolge trennten sich in Gruppen und begaben sich auf die ihnen angewiesenen Posten. Gegen Mitternacht war die acht bis neun Lieues lange Schützenlinie gebildet. Die besten Schützen von Beni-Moro, Beni-Serém, Zada und Habas hatten sich zu uns gesellt. Wir bildeten eine Linie von etwa viertausend Schützen. Den großen Halbkreis bildeten gegen fünfzehntausend Treiber. Es war also eine Treibjagd in großem Maßstabe. Die Treiber sollten sich vier Meter von einander aufstellen und sich allmählig bis auf zwei Meter nähern. Die Schützen sollten acht bis zehn Meter von einander entfernt seyn, so daß sie sich nöthigenfalls zu Hilfe kommen konnten.

Die Feuer wurden auf der ganzen Schützenreihe angezündet. Der Scherif zündete das seinige zuerst an; sogleich flackerten rechts und links die Flammen auf, und eine Vier-

telstunde nachher sah man den ganzen Halbkreis auf der Ebene im Feuer. Die wilden Thiere, welche etwa den Halbkreis der Treiber oder die Schützenlinie zu durchbrechen suchten, konnten deutlich gesehen und daher leicht geschossen werden.

Die Pferde und Dromedare wurden in einiger Entfernung hinter der Schützenlinie von den Saïs gehalten. Mabruk wurde von Negern bewacht. Das Gebrüll, welches wir in dem Flammenkreise hörten, zeigte uns an, daß wir am andern Morgen mit Banditen ersten Ranges zu thun haben würden. In Zwischenräumen von hundert Metern waren Leute aufgestellt, welche die etwa herankommenden wilden Thiere zurückjagen oder auf dieselben feuern sollten. Es fielen aber nur sehr wenige Schüsse in der Nacht. Die übrigen Schützen legten sich nieder, um ein paar Stunden zu ruhen. Die jungen Leute schliefen aber nicht, am wenigsten Abd'el-Melek, für den diese Jagd ein wahres Fest war.

Vor Tagesanbruch waren alle Schützen auf den Füßen. Die Schildwachen hatten ziemlich viele Thiere gesehen, die wieder ins Gebirge gehen wollten, aber durch die Feuer zurückgeschreckt wurden. Unter diesen Thieren hatten sie drei bis vier Panther erkannt.

Als der Tag anbrach, gab ein im Centrum abgefeuerter Schuß das Zeichen zum Beginn der Jagd. Der Schuß wurde in gewissen Zwischenräumen auf der ganzen Linie wiederholt. Die Treiber setzten sich nun mit großem Geschrei in Bewegung. Wir konnten sie anfangs natürlich wegen der großen Entfernung nicht hören.

Das erste Wild, welches in die Nähe der Schützenlinie kam, aber sogleich umkehrte, war ein Rudel von zweihis dreihundert Gazellen. Dann kamen die Hasen, welche die

Linie durchbrechen, aber ungehindert durchgelassen wurden. Dann flogen ganze Schwärme von Perlhühnern, Repphühnern und Trappen über unsern Köpfen hin. Dann zeigten sich einige Antilopen und kehrten wieder um. Bald darauf kamen die Schakals und Hyänen.

Zwischen sieben und acht Uhr Morgens sah man in der Ferne den Rauch der Schüsse, ohne den Knall zu hören. Abd'-el-Melek mochte das Wild nicht länger erwarten; er stieg zu Pferde, nahm seine Lanze und sprengte dem Centrum zu. Drei Neger, welche die Flinten trugen, folgten ihm auf Dromedaren.

»Willst Du mir erlauben, deinem Neffen zu folgen?« fragte ich den Scherif.

»Du scheinst ein großer Jagdfreund zu seyn?« sagte er.

»Ja, aber ich bin auch ein Freund deines Neffen.« erwiderte ich.

Hussain gab seine Einwilligung. Ich bestieg mein Pferd, Selim und Soliman folgten mir, der Erstere zu Pferde, der Andere auf einem Dromedar. Ich hatte meine Doppelflinte, Pistolen, Säbel und Dolch. Meine beiden Diener waren ebenfalls mit Doppelflinten und Dolchen bewaffnet.

Wir ritten im gestreckten Galopp, wie in einem Wettrennen, dem Centrum zu. Bald hörten wir viele Schüsse, und in weiter Ferne sahen wir Schwärme von Geiern, die im Kreise flogen und uns die Stelle anzeigten, wo die Jäger waren. Dann zeigten die flüchtigen Thiere größern Schrecken und benützten alle Unebenheiten des Bodens, um unbemerkt zu entkommen.

Nach einem halbständigen raschen Ritt befanden wir uns mitten in dem Getümmel. Die Reiter waren mit langen Flinten, die Fußgänger mit Keulen, Hellebarden, Säbeln ic.

bewaffnet. Anfangs wußten wir nicht, welches Thier wir angreifen sollten. Die Eber flohen zu Hunderten, das hohe Gras wogte wie ein sturmbewegtes Meer. Abd'-el-Melek würdigte alle diese Flüchtlinge keines Blickes. Ein paar Hundert Treiber eilten mit lautem Geschrei auf eine Dase zu, welche ein bedeutenderes Wild zu enthalten schien. Wir folgten dem allgemeinen Zuge, es war ein Panther darin versteckt. Das Erscheinen des jungen Scherifs elektrisirte die Schaar der Jäger und Treiber. Das Geschrei wurde lauter, Jeder wollte es dem Andern zuvorthun. Sieben oder acht Neger entkleideten sich und krochen, mit langen Messern bewaffnet, in das Gebüsch. Ein Duzend Kabaylen folgten ihnen mit ihren Flinten. Nach zehn Minuten hörte man einige Schüsse und lautes Geschrei. Der Panther kam etwa dreißig Schritte von dem jungen Scherif aus dem Gebüsch. Abd'-el-Melek sprengte mit gezückter Lanze auf ihn zu. Der Panther, dem ein Vorderfuß zerschossen war, wollte entfliehen, aber das Pferd gewann ihm den Vorsprung ab, und er drückte sich an einen Baumstamm. Der junge Scherif ließ den Zügel los und nahm eine Pistole in die linke Hand. Der Panther machte einen Sprung. Ich hatte kaum Zeit zu sehen was vorging; ich bemerkte, daß der Panther am Halse des Pferdes hing — das Pferd bäumte sich — dann hüllte sich die Gruppe in eine Rauchwolke.

Ich spornte mein Pferd, um dem jungen Scherif nöthigenfalls zu Hilfe zu kommen. Aber ich kam zu spät; der Panther lag mit zerschmettertem Kopf am Boden. Das Pferd Abd'-el-Melek's triefte von Blut; der Panther hatte es mit der unverlezt gebliebenen Vordertage am Halse gefaßt. Das schwer verwundete edle Thier bäumte sich; der Reiter konnte

es nicht bändigen, da der Zügel herabgefallen war. Ich sprengte auf ihn zu.

»Bist Du verwundet?« fragte ich ihn.

»Nein,« sagte er, »aber ich fürchte, daß mein Pferd schwer verwundet ist.«

Unsere Diener waren inzwischen herbeigeeilt. Hadschi Soliman sprang von seinem Dromedar, die beiden Diener folgten seinem Beispiel. Man faßte den Zügel und gab ihn dem jungen Scherif wieder in die Hand. Das Pferd, durch das Nöcheln des Panthers erschreckt, war nicht zu beruhigen. Abd'-el-Melek stieg ab, schnitt ein Stück von seinem Gürtel ab und wusch selbst die Wunden aus. Zum Glück war die große Halsader nicht verletzt. Ein Neger hatte einen Schlauch mitgebracht, er nahm ihn vom Dromedar und wusch die Wunden aus. Das Pferd ließ es ruhig geschehen, aber seine feuersprühenden Augen waren immer auf den verendenden Panther gerichtet.

Unterdessen schoß ich nach einem Eber, der mir auf vierzig Schritte nahe kam. Der angeschossene Eber stürzte auf mein Pferd los, aber meine zweite Kugel streckte ihn zu Boden.

Unsere Schüsse lockten die Treiber herbei. Man fand die beiden erlegten Thiere. Der Eber blieb liegen, um eine Beute der Hyänen und Geier zu werden. Dem Panther wurde die Haut abgezogen.

Eine Stunde lang fanden wir nur fliehende Thiere: Antilopen, Hyänen, Schakale, wilde Esel. Der junge Scherif erlegte manches Thier mit seiner Lanze; sein Pferd war trotz der Halswunde wieder so muthig und feurig wie zuvor.

Inzwischen näherten wir uns wieder der am Fuße des Gebirges aufgestellten Schützenlinie, deren Schüsse wir ganz deutlich hörten. Der Scherif hatte Befehl gegeben vorzu-

rücken und die wilden Thiere gegen das Centrum zurückzutreiben. Nach und nach zog sich der Kreis der fünfzehntausend Treiber und der Schützen so eng zusammen, daß er nur noch drei bis vier Lieues im Umsaue und eine Lieue im Durchmesser hatte. Mitten in diesem Kreise irrten brüllend, heulend, blökend alle aufgejagten Thiere umher.

Zwei bis drei Hasen befanden sich in diesem Kreise. Es waren die letzten Zufluchtsorte des Wildes. Die Jäger waren so nahe aneinander, daß es nicht mehr möglich war, die Reihe zu durchbrechen.

In dem Kreise galoppirten die Scherife und die Häuptlinge der Volksstämme. Die wilden Thiere wußten sich nicht mehr zu retten; von allen Seiten umzingelt, durch das Geschrei und die Schüsse betäubt, durch die Kugeln decimirt, schienen sie, wenigstens gegeneinander, ihre angeborne Wildheit verloren zu haben. Die Hyänen irrten mitten unter den Gazellen, die Luchse unter den Antilopen, die Panther unter den Ebern umher. Der Kreis zog sich immer enger zusammen. Es begann nun ein wahres Gemetzel. Es waren im Kreise drei bis vier Panther, zwei Karakale, sechs Luchse, ein Duzend Hyänen, fünf bis sechs wilde Esel, mehr als zwanzig wilde Schweine, gegen vierzig Gazellen und zwei- bis dreihundert Hasen. Alles wurde niedergemacht.

Die Jagd dauerte bis vier Uhr Nachmittags. Die ganze Beute bestand aus fünf Pantheren, drei Karakalen, sieben Luchsen, zwanzig Hyänen, dreißig Schakalen, sieben wilden Eseln, fünfzig Gazellen, dreihundertsünfzig Hasen — Alles nach den Häuten gezählt. Die wilden Schweine zählte man gar nicht.

Leider wurden auch zwei Menschen getödtet und etwa ein Duzend verwundet. Der Eine der Getödteten war von

einer Kugel getroffen, der Andere von einer Hornschlange gebissen worden. Vergebens hatte man dem Letztern das Bein oberhalb des Bisses unterbunden; die Zähne der Schlange hatten eine Ader verletzt, das Gift war schnell ins Blut gedrungen, und in einer halben Stunde war der Mann todt.

Die Verwundeten, welche theils mit Panthern und Ebern, theils mit Scorpionen in Berührung gekommen waren, wurden auf Dromedare gesetzt.

Gegen sieben Uhr Abends kamen wir wieder nach Sabäa. Vor jedem Hause brannte ein Feuer. Unsere Ankunft wurde schon von ferne durch Hundegebell und dicht vor dem Dorfe durch allgemeines Abfeuern der Gewehre verkündet. Die Kabaylen und Fellahs hatten sich nach verschiedenen Richtungen entfernt, nur die Häuptlinge hatten den Scherif begleitet. Der ganze Zug bestand aus sechs- bis siebenhundert Mann. Man hatte uns erwartet, und die Vorbereitungen getroffen. Man hatte wohl fünfzig Schafe geschlachtet, Brotfuchen, Acida und verschiedenes Backwerk gemacht. Die Kamehle, Schafe und Ziegen waren gemolken, und die Milch wurde in wasserdichten Körben aus Palmblättern aufbewahrt. Datteln waren in großer Menge aufgehäuft; der Kaffeh floß in Strömen. Auch die Pferde hatte man nicht vergessen, sie schwammen in Gerste und Hatschisch. Abd-el Melek verband das seinige selbst. Das edle Thier schien seine Wunden schon vergessen zu haben. Der Neffe des Emirs hatte zwei Panther, einen Karakal und drei Luchse erlegt; die Hyänen, Eber und Schakale hatte er gar nicht gezählt.

Jaschya hatte der Jagd als Dilettant beigewohnt; anfangs war er dem Scherif nicht von der Seite gegangen, später aber, als die ganze Schützenreihe vorrückte, hatte er sich zu den Hüttern Mabruk's gesellt.

Die Jäger waren in Gruppen von zwölf Mann vertheilt und bildeten daher siebenzig bis achtzig Partien. Alle schmaussten nach Herzenslust.

Nach dem Abendessen wurde ein Ballet aufgeführt, in welchem die Neger und Kabaylen die Hauptpersonen waren. Der Tanz dauerte bis nach Mitternacht.

Um zwei Uhr früh gab der Scherif das Zeichen zum Aufbruch. Jedermann bestieg sein Pferd. Die ganze Gesellschaft hatte seit drei Tagen wenig oder gar nicht geschlafen. Alle sehnten sich daher nach Ruhe, ausgenommen Mabruk, der wohl ahnen mochte, was ihm zu Abu-Arisch bevorstand.

Die Fluren waren nun ganz verödet: Kevvühner, Perlhühner, Trappen, Hasen, Antilopen, Gazellen und Schakale waren verschwunden. Die Treibjagd hatte unter dem Wildpret schrecklich ausgeräumt.

Bei Sonnenaufgang wurde in der schon beschriebenen Weise das Gebet verrichtet. Mabruk wurde losgebunden, um ihn in Stand zu setzen sich zu waschen; aber die beiden Neger bewachten ihn mit gezogenem Säbel.

Gegen acht Uhr kam der Zug nach Abu-Arisch. Eine Viertelstunde vor der Stadt erwarteten die angesehensten Einwohner den Emir und überreichten ihm die Schlüssel. Diese Höflichkeit erweist man ihm jedesmal wenn er von einer Reise zurückkommt. Der Mufti hält dabei eine Anrede.

Man mußte entweder einen großen Umweg machen oder durch einen Theil der Stadt reiten. Der Scherif ritt in die Stadt, der ganze Zug ihm nach. Die Kunde von seinem Erscheinen verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Als die Reiterschaar vor der Citabelle angekommen war, grüßte der Emir und Alle nahmen Abschied. Die angesehensten Häuptlinge beschied er auf den Nachmittag zu sich.

Mabruk wurde wieder in Arrest gebracht. Der Scherif begab sich in seine Wohnung und gab Befehl die Tauben los zu lassen. Es waren nemlich Briestauben, die der Scherif zur Correspondenz mit seinen Brüdern und mit den Häuptlingen benutzte. An einem dunkeln Orte sitzen Tauben, die von Mekka, Hodeida, Ghezan und andern Hauptorten von Bezirken gebracht worden sind, so wie an allen diesen Orten Tauben aus Abu-Arisch gehalten werden. Wenn der Scherif abreist, so läßt er Tauben los, welche die Nachricht von der Abreise in die betreffenden Städte befördern; es wird auch die Ursache der Abreise gemeldet, wenn sie kein Geheimniß bleiben soll. Auf dieselbe Weise wird seine Rückkehr angezeigt. Die etwa nöthige Antwort erhält er auf demselben Wege.

Diese Correspondenz ist freilich nicht so schnell, wie der elektrische Telegraph, aber dieser war damals noch nicht einmal in Frankreich bekannt. Bis zur Erfindung des Telegraphen war die Taubenpost das beste und schnellste Correspondenzmittel, denn die Taube macht sechzehn Meiles in der Stunde.

Nach der Siesta machte Jedermann seine Aufwartung bei dem Emir. Hussein redete die Versammlung folgendermaßen an:

»Ein Mann hat uns betrogen, um uns Geld zu entlocken, das wir ihm gegeben haben würden, wenn er uns offen darum gebeten hätte. Er hat uns belogen; wir glaubten ihm, denn er schwur bei dem Haupte seines Vaters, bei dem Haupte des Propheten und er hat falsch geschworen. Ich bin erzürnt, aber ich möchte gerecht seyn und deshalb frage ich Euch: welche Strafe hat er verdient? Ihr habt seine Strafe zu bestimmen.«

Der Mufti trat einen Schritt vor.

»Sidi,« sagte er, »nach dem Gebrauch der Moslem hat er den Tod verdient.«

Der Scherif wandte sich zu den übrigen anwesenden Notabeln; er wollte die Meinung seiner Hofleute kennen lernen. Alle stimmten für den Tod; ich schwieg.

»Man führe Mabruk her,« sagte der Scherif.

Mabruk erschien; er war nicht nur ganz gefaßt, sondern sogar frech.

»Du bist des Betruges und Meineides schuldig: Du hast gelogen und falsch geschworen, um deinen Herrn irrezuführen und zu bestehlen. Die ganze Versammlung hat erklärt, daß Du den Tod verdienst.«

Bei diesen letzten Worten erhoben sich alle Anwesenden. Das war das Zeichen der Zustimmung.

Der Schuldige blieb ganz gleichgiltig.

Der Mufti nahm nun das Wort und sagte zu Mabruk: »Du bist zur Enthauptung verurtheilt.«

»Es stand so geschrieben,« sagte der Delinquent.

Die Eunuchen, welche ihn gebracht hatten, führten ihn wieder weg. Er ging willig mit ihnen.

Vor der Thür stand der Nachrichten, ein herkulischer Neger, der bis auf den Turban und den rothen Schurz ganz nackt war. In dem Gürtel steckte der nach innen gekrümmte »Ses« der Arnauten.

Man führte den Delinquenten in den Hof, den man an den Fenstern des Divan übersehen konnte. Alle begannen den Fatħa zu beten. Ich trat an ein Fenster. Mabruk war schon im Hofe von einem Kreise umgeben. Zwanzig Schritte von ihm kauerten mehre Araber und Neger und spielten Triftrak, ohne sich im mindesten stören zu lassen.

Man reichte dem Verurtheilten Wasser zum Waschen. Dann sollte er niederknien, um sein Fatha zu beten; aber er weigerte sich, er sagte, nur die Christen knieten. Er sprach sein »Fatha« stehend.

Dann mußte er sich auf die Erde setzen. Der Scharfrichter zog seinen Säbel aus dem Gürtel und wartete bis der Delinquent sein Gebet beendet hatte.

Jenseits der Mauer hörte man jammernde Weiberstimmen: vermuthlich waren es Angehörige Mabruk's.

Nach beendetem Gebet faßte der Scharfrichter mit der linken Hand den langen Haarzopf des Verurtheilten, der nur eine Secunde von der Ewigkeit getrennt war.

»Halt!« rief ich dem Scharfrichter zu.

Der Scharfrichter schaute zum Fenster herauf. Er sah, daß ihn der Serdar anrief, und hielt inne.

Dieser Nachtspruch eines Mannes, der kein Recht über Leben und Tod hatte, machte ungeheures Aufsehen unter den Anwesenden.

»Mit welchem Rechte rufst Du Halt?« fragte der Scherif.

»Weil das Leben dieses Mannes mir gehört, Sidi.«

»Wie so?«

»Du hast mir dein Wort gegeben, mir eine Gnade, um die ich Dich bitten würde, zu gewähren. Der Scherif Hussein hat nie sein Wort gebrochen. Ich bitte Dich, diesem Manne das Leben zu schenken; ich habe ihn angeklagt und würde daher die Ursache seines Todes seyn. Dies wäre ein schwerer Kummer für mich. Du hast mir dein Wort gegeben, Sidi; begnadige Mabruk!«

Ein Gemurmeln des Beifalls folgte meinen Worten. — Der Scherif trat ans Fenster.

»Halt!« rief er hinunter; »ich verwandle seine Strafe in ein Jahr Gefängniß.«

»Sidi,« sagte ich, »ich bitte um seine völlige Begnadigung.«

»Laßt ihn gehen, wohin er will,« sagte der Scherif.

Der Scharfrichter ließ den Haarzopf los und trat zwei Schritte zurück.

Mabruk stand auf. Er schüttelte den Kopf, als ob er sich überzeugen wollte, daß er ihn noch auf den Schultern habe.

»Es stand so geschrieben,« sagte er und verließ den Hof.

Der Scharfrichter sah sehr verdrießlich aus; er dachte an die fünfundzwanzig Rupien, die er für die Hinrichtung bekommen haben würde.

Ich warf ihm zwei Guineen hinunter.

»Was machst Du da?« fragte Hussein.

»Sidi,« antwortete ich, »jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth.«

## Das „große Fest“. — Schluß der arabischen Idylle. — Dramatik und Improvisation im Orient.

Als ich nach Hause kam, fand ich Abd'el-Melek, der mich erwartete. Wir waren auf der Reise mehr als einmal allein gewesen, aber er hatte mir kein Wort von seiner Herzangelegenheit gesagt. Wer nicht in seine Geheimnisse eingeweiht war, würde in seinem Benehmen nur einen leidenschaftlichen Jäger erblickt haben; ich hingegen sah wohl, daß er die Absicht hatte sich zu betäuben. Er hatte mit der größ-

ten Kaltblütigkeit die Gefahr gesucht; oder vielmehr er besaß die Zuversicht des Mannes, der nicht das Bedürfniß fühlt, sein Leben zu schützen: sein Leben steht ja unter dem Schutze der lieblichsten, blühendsten Göttin und des mächtigsten Gottes — der Jugend und der Liebe!

Er fragte mich, ob ich von seinem Oheim eine entscheidende Antwort erhalten. Die Leser wissen, was ich ihm zu sagen hatte. Scherif Hussein hatte mir die gewöhnliche Antwort der Araber gegeben: »Gott wird sehen.«

Dies war eigentlich keine Antwort. Der junge Scherif bat mich inständig, seinen Oheim vor dem »großen Feste« (Mid = el = febir) zu einer bestimmten Erklärung zu bewegen.

Die Zeit des »großen Festes« war in der That sehr nahe. Es fällt mit der Wallfahrt zum Dschebel-Arafat \*) zusammen. Bei diesem Feste wird zu Abu-Arisch das Morgengebet durch eine Geschüßsalve verkündet. Am Vorabend werden die Minarets und das Innere der Moschee erleuchtet. Die Einwohner der Umgegend und selbst Deputationen aus entfernten Städten kommen mit Geschenken für den Scherif. Wir haben schon gesagt, daß mit solchen Geschenken immer eigennützige Absichten verbunden sind.

Bei diesem Feste, welches mit dem Neujahr der Christen zu vergleichen ist, hat jeder wohlhabende Muselman die Verpflichtung, Almosen zu geben und ein oder mehrere Schafe, ein oder mehrere Kamehle zu opfern. Die Häuptlinge schicken gewissen Untergebenen, die einigen Einfluß haben, Opferthiere zu. So schickte mir der Scherif zehn Schafe. Seinem Bruder zu Hodeida, der nächst ihm diemichtigste Person war, schickte er vierzig Schafe. Er selbst opferte fünfzehn Kamehle.

\*) S. II. Th. Seite 41 und 74.

Das Fleisch aller geopfertem Thiere wird unter die Armen vertheilt. Die Geschenke werden durch Geschenke erwidert. Wir haben schon erwähnt, wie groß die Freigebigkeit des Scherif Hussein und anderer vornehmer Moslem war; betrogen doch die Einkäufe, welche ich in Aken machte, nicht den zehnten Theil von dem was er gab.

Sobald der Donner der Kanonen zum Frühgebet ruft, begibt man sich auf den von der Citadelle des Emir be- herrschten Platz. Es versammeln sich nicht nur die Einwohner der Stadt, sondern auch die Männer aus der Umgegend. Die Weiber nehmen an dieser Ceremonie keinen Theil. Alle erscheinen in ihren schönsten Kleidern. Der Scherif ist mit seiner Familie im Mittelpunkt. Alle seine Diener, Arnauten, Neger, Abyssinier, Eunuchen sind hinter ihm.

Der Eunuche ist im Orient ein nothwendiges Mitglied der Gesellschaft und erregt daher keineswegs das Gefühl des Mitleids oder Spottes, womit man ihn in Europa betrachten würde. Er gehorcht nur seinem Herrn und hat nächst diesem die größte Gewalt in einem vornehmen Hause. Der Anführer der Eunuchen, der über den andern Eunuchen ebenso hoch steht wie diese über der Dienerschaft, hat oft den Vortritt vor dem Sohne des Hauses. Der Scherif vertraute dem Anführer seiner Eunuchen den Schlüssel seiner Schatzkammer an und so machen es im Allgemeinen die orientalischen Fürsten. An dem Tempel zu Mekka sind fünfzig abyssinische Eunuchen angestellt.

Die ganze auf der weiten Flur versammelte Bevölkerung stellt sich in zwei Reihen auf, zwischen denen so viel Platz ist, daß die zweite Reihe sich niederwerfen kann. Der Kadi steht etwa zwanzig Schritte vor der ersten Reihe und hält eine Gelegenheitsrede. Dann singt er mit näselnder Stimme

daß »Domine, saluum fac Imperatorem« Der »Imperator« ist der Sultan. Es versteht sich, daß die Anrufung in arabischer Sprache geschieht.

Dies findet in allen Moscheen statt. Am Freitage, dem Sonntage der Moslem, wird in allen Moscheen, selbst in Algier, das »Domine, saluum fac Abdul - Medschid« gesungen.

Dann beginnt das Gebet. Der Kadi wendet, wie alle Anwesenden, das Gesicht nach Mekka. Nach dem Gebet wird der Scherif nach Hause begleitet.

An diesem Tage läßt er Jedermann vor, Arme und Reiche, Hohe und Niedrige. Die Besucher erhalten Geschenke; die angesehenen Personen bleiben zum Essen, oder vielmehr gehen in einen Saal, wo beständig gespeist wird. Die Mahlzeit dauert drei Tage.

Nach dem Besuch bei dem Scherif kommen die Besuche unter den Privatleuten.

Die von der Gesellschaft der Männer ausgeschlossenen Frauen feiern das dreitägige Fest unter sich: sie machen und empfangen Geschenke, tractiren einander, machen Musik, tanzen, berauschen sich mit Opium und Hatschisch. Das ganze Treiben erinnert an die berühmten Mysterien der »guten Göttin« zu Rom. Die vier Ehefrauen suchen einander in Gefälligkeiten gegen den Gemahl zu überbieten und gemeinlich gefallen sie ihm alle vier während des dreitägigen Festes Aid-el-kebir.

Vor diesen Festtagen nun wünschte der junge Scherif Abd-el-Melek eine Antwort zu erhalten. Bei der ersten Gelegenheit brachte ich die Sache zur Sprache. Der Emir hatte mit seinem Bruder und den übrigen Verwandten gesprochen, und der Familienrath hatte entschieden, daß die Heirath un-

möglich sey. Der junge Scherif hatte mir überdies gesagt, daß er auch von Seiten des Volksstammes große Schwierigkeiten finden werde.

Abd-el-Melef dankte mir, als ich ihm die Antwort des Emirs meldete. »Ich weiß wohl,« sagte er, »daß es deine Schuld nicht ist.«

»Was willst Du thun?« fragte ich.

»Ich will sie haben oder meinen Kopf lassen.«

Er machte eine leichte Verbeugung und entfernte sich. Ich blickte ihm nach. In seinen Gesichtszügen, in allen seinen Bewegungen war eine unerschütterliche Festigkeit, ein unwiderrustlicher Entschluß zu lesen. Ich war auf Alles gefaßt, aber ich sprach mit Niemand, selbst nicht mit Taschna, ein Wort davon. Taschna würde dem Scherif Hussein den Entschluß seines Neffen nicht verschwiegen haben und dies wäre im Grunde ein Verrath gewesen. Ich ließ daher der Sache ihren Lauf.

Das Fest Abd-el-kebir kam. Ich bemerkte mit Erstaunen, daß Abd-el-Melef beim Gebet fehlte. Der Scherif bemerkte es ebenfalls.

»Wo ist dein Sohn?« fragte er seinen Bruder Abu-Taleb.

»Ich weiß es nicht,« antwortete dieser; »er war so eben noch da.«

Hussein machte ein finsternes Gesicht.

Der ganze Zug begab sich in die Citadelle. Alle gingen vor dem Scherif vorüber und legten ihre Geschenke nieder. Abd-el-Melef fehlte.

»Wo ist dein Sohn?« fragte der Scherif noch einmal seinen Bruder.

»Ich weiß es nicht,« antwortete Abu-Faleb zum zweiten Male.

So verging der Vormittag. Die Eßstunde kam. Der Scherif bewirthete seine ganze Familie. Er schaute mit finstern Blicken um sich; dann fragte er seinen Bruder zum dritten Male:

»Wo ist dein Sohn?«

Zum dritten Male antwortete Abu-Faleb:

»Ich weiß es nicht.«

Der Scherif rief einen Eunuchen und gab ihm leise einen Befehl.

Gegen sieben Uhr sprengte ein Kabayle in starkem Galopp an. Er sprang vom Pferde, und da Jedermann bei dem Scherif freien Zutritt hatte, ging er durch die ersten Zimmer und trat in die Thür des Saales, wo der Scherif speiste.

Er wandte sich gerade an den Eunuchen, der eben den Befehl vom Scherif erhalten hatte, mit den Worten: »Ich habe dem Scherif Hussein eine sehr wichtige Nachricht mitzutheilen.«

»Sage es mir,« erwiederte der Eunuch, »ich will es ihm melden.«

»Ich kann es nur ihm erzählen; ich habe ohnehin einen weiten Weg gemacht, um ihn zu sprechen. Wenn er mich nicht anhören will, so gehe ich. Er ist Scherif und ich bin ein gemeiner Kabayle, aber ich bin ein Sohn Adams, wie er.«

»Warte,« sagte der Eunuch, »ich will ihm deinen Wunsch melden.«

Der Eunuch trat auf den Scherif Hussein zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

»Laß den Mann hereinkommen,« sagte der Scherif.

Man führte den Rabaylen herein. Nach der üblichen Begrüßung fragte der Scherif:

»Wer bist Du?«

»Ich bin Ijaak aus dem Stamme Kolan.«

»Woher kommst Du?«

»Von Saadsch.«

»Was willst Du?«

»Soll ich vor allen Leuten, oder mit Dir allein reden?«

»Vor allen Leuten,« antwortete der Scherif.

»Ich komme, um Dir zu melden, daß dein Neffe heute Früh Gammar, die Tochter Abu-Befr's, vom Stamme der Begam, entführt hat.«

Alle standen auf. Die Abwesenheit des jungen Scherifs war nun erklärt. Man begab sich in den Divan und befragte den Boten um die einzelnen Umstände.

Abd-el-Melef war mit zwei Negern in der Nacht angekommen und hatte sich versteckt gehalten, um keinen Verdacht zu erregen. Bei Tagesanbruch war Gammar wie gewöhnlich zum Brunnen gegangen. Dort hatte sie einen Neger ihres Geliebten gefunden, der ihr meldete, daß Abd-el-Melef da sey, um sie zu entführen.

»Gut,« hatte sie geantwortet, »in einer Stunde werde ich vor dem Zelt seyn.«

Eine Stunde nachher galoppirte Abd-el-Melef in das Dorf; in der rechten Hand hielt er sein schußfertiges Gewehr, und als er vor das Zelt kam, hob er mit der linken seine Geliebte auf, setzte sie vor sich auf den Sattel, feuerte den Triumphschuß ab und verschwand in der Wüste.

Niemand wußte was aus ihm geworden war; aber alle Männer des Stammes hatten zu den Waffen gegriffen

und waren ihm nachgeeilt. Es war zu vermuthen, daß die Notabeln des Stammes sich beim Scherif beklagen würden.

Dies hatte der Kabayle Isaaq zu sagen; der Scherif ließ ihn bewirthen und gab ihm eine Börse mit der Weisung, nicht wieder fortzureiten, bis er noch einmal mit ihm gesprochen.

Der Scherif behielt Abu-Taleb, Zafchya und mich allein bei sich. Es sollte ein Entschluß gefaßt werden; aber vor Allem mußte man wissen, wohin sich Abd-el-Melek geflüchtet hatte. Es waren zwei Dinge zu fürchten, die das Vergehen zum Verbrechen gemacht haben würden — er konnte nach Affir oder Sona, d. i. zu irgend einem erbitterten Feinde seines Oheims, gegangen seyn. So lange man seinen Versteck nicht wußte, konnte man nichts beschließen. Man faßte indeß den Beschluß, in den Dschebel-Dra, in das Seahan, in das Niadi-Medscheran, bis nach Barad, d. i. bis an die Grenzen von Dschöf und Mareb Kundschafter zu senden, um zu erfahren, welchen Weg der junge Prinz genommen habe. Um diese Erkundigungen einzuziehen, brauchte man natürlich mehre Tage.

Abu-Taleb entfernte sich mit allen Anzeichen wirklichen oder scheinbaren Kummers. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so fragte Hussein den Indier und mich, ob wir nicht den einen oder andern seiner Brüder, Hamud oder Abu-Taleb für Mitschuldige des Flüchtlings hielten. Ich versicherte, daß ich vom Gegentheil überzeugt sey.

»Mir aber,« erwiederte der Scherif, »sagt eine Ahnung, daß die Engländer ihre Hand dabei im Spiel haben.«

Hussein sah überall englische Gespenster. Ich suchte es ihm auszureden.

»Was für ein Interesse,« fragte ich, »können denn die Engländer dabei haben?«

»Wir Verlegenheiten zu bereiten, sobald sie wissen, daß ich mir mit ihnen zu thun mache.«

Unterdeffen hatten die Festlichkeiten ihren Fortgang. Man schoß, brannte Feuerwerke ab, aß, trank, tanzte, spielte, weidete sich an den lasciven Späßen des Karagus, des orientalischen Hanswurst, der vom Kaukasus bis zur Spitze von Zanguebar sein Wesen treibt. Für diesen unflätigen Possenreißer gibt es in den absolutesten Ländern keine Censur; er darf nicht nur Alles sagen, sondern auch Alles thun. Die Moslem lassen sich willig den Kopf abhauen, zu den Galeeren verurtheilen, Rücken und Fußsohlen mit Stockschlägen verbläuen, sie bedanken sich vor oder nach der Züchtigung recht schön bei dem gestrengen Herrn. Aber den Karagus darf man ihnen nicht nehmen.

Karagus ist die Hauptperson eines improvisirten Stückes, welches je nach der Laune des Improvisators oder nach den Ortsverhältnissen verschieden ist. Der französische Polichinelle, der eigensinnige, unverschämte, verisoffene Kerl, der alle Leute, die ihm in den Wurf kommen, sogar seine Frau prügelt, hat immer zwei Höcker, den einen hinten, den andern vorn. Der neapolitanische Pulcinello hat keinen Höcker, trägt eine schwarze Maske und ist wie Pierrot gekleidet. Karagus hat keine Nationaltracht; er ist ein gemeiner Possenreißer, der solus, pauper et nudus auf die Welt gekommen ist und alle möglichen Kleider, selbst Frauenkleider anzieht. Am liebsten verkleidet er sich als Derwisch, hängt aber diesem Costüm gern Schellen, Glöckchen und andere Zierathen an.

Das Stück ist immer possenhaft und zumal parodirend. In Constantinopel macht man den Sultan, in Alexandrien und Cairo den Pascha, in den Fürstenthümern die Scherife

lächerlich. Die Großwürdenträger gehen natürlich nicht leer aus; sogar das Privatleben wird ans Tageslicht gezogen. Karagus spottet aber nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Handlungen; er zieht die erkämpften Siege ins Lächerliche; er entführt Mädchen und zeigt die Folgen der Entführungen in allen Phasen. Die entführten Mädchen sind immer Christinnen; die Judenmädchen werden nicht entführt, sondern geprügelt. Die Juden werden überhaupt auf alle mögliche Art gepöppt und geschunden. Die Griechen, welche dem Karagus in die Hände fallen, müssen sein Serail bewachen. Die kleine Operation, welche sie zu überstehen haben, um zu dieser Würde erhoben zu werden, wird zur größten Befriedigung der Zuschauer auf dem Theater vorgenommen. Am allerschlimmsten werden aber die Engländer mitgenommen. Karagus entführt einen englischen General sammt seiner Lady. Es versteht sich, daß Karagus die Lady in seinen Harem nimmt. Der General wird in seiner rothen Uniform, mit Epauletten, Federhut und Säbel derselben Behandlung unterzogen, welche einst den mit Bonaparte in Alexandrien gelandeten schnurbärtigen Republicanern Thränen der Beschämung erpreßte. Die Lady, welche anfangs ungemein schlank und mager war, bekommt im Harem bald einen stattlichen Embonpoint, ohne welchen man sich im Orient keine weibliche Schönheit denken kann. Plötzlich überrascht Karagus seine Freunde mit der erfreulichen Nachricht, daß seine neue Favoritin eines Söhnleins genesen sey. In seiner Herzensfreude holt er das neugeborne Knäblein — es ist sein Ebenbild, es ist Karagus en miniature.

Auf diese lasciven Possen beschränkt sich die ganze Dramatik des Orients. Ich kann mich nicht enthalten, die treffliche Schilderung, welche Charles Roland, der schon erwähnte

Freund und Reisegefährte Lamartine's \*), von einer Improvisation des orientalischen Polichinelle gibt, hier abzu- schreiben.

Die Vorstellung fand in Stambul statt.

»Einige junge Levantiner forderten mich auf, sie zu dem nationalen Possenspiel zu begleiten, welches nur im Ramadan an gewissen öffentlichen Orten erlaubt ist und von welchem die Polizei alle Christen, zumal die Fremden, fern zu halten sucht. Die Gelegenheit, meine Neugier zu befriedigen, war mir höchst willkommen und ich nahm das Anerbieten mit Vergnügen an.

»Gegen zehn Uhr Abends fuhren wir, den Kopf mit dem Feg bedeckt, in einem Kack zu der Türkenstadt hinüber, deren Thore den Einwohnern von Vera in der Nacht verschlossen sind. Die Thorwächter, durch unsere Kleidung getäuscht, hielten uns für verspätete Kanarioten \*\*) und ließen uns ungehindert durch.

»Eine ohrenzerreißende Musik zeigte uns den Weg, den wir zu nehmen hatten. Einige Minuten nachher traten wir in eine Art Kaffehhaus, welches das Vorgemach des größeren Komödientheaters war. Dieser war mit einigen räucherigen Lampen schlecht erleuchtet; die Bühne im Hintergrunde war einige Stufen höher als der mit Schämeln und Stühlen besetzte Zuschauerplatz.

»Etwa sechzig Personen, von denen mindestens die Hälfte aus Kindern von sechs bis zehn Jahren bestand, waren uns vorangegangen. Man war noch mit den Vorbereitungen

\*) S. III. Theil.

\*\*) Die griechischen Bewohner des Stadtviertels Kanar oder Kanak, nach dem am Ufer stehenden Leuchtthurme (phanariom) so benannt.

beschäftigt, das heißt man stellt in einem Winkel des Saales ein Transparent auf, hinter welchem, nachdem alle Lichter ausgelöscht sind, chinesische Schattenspiele aufgeführt werden.

»Bald fing das Stück an. Meine Begleiter verdolmetschten mir Alles, und es entging mir fast kein Wort. An eine allmählig sich vorbereitende und abwickelnde Handlung, an eine Schürzung und Lösung des Knotens ist bei diesen Possenspielen nicht zu denken. Alles ist improvisirt, und der Improvisator fällt gleich mit der Thür in's Haus. Karagus besingt, sobald er die Bühne betritt, die Freuden der Liebe, aber der ganz materiellen Liebe, und zwar mit technischen Details, an denen die tolerantesten Zuhörer Anstoß nehmen müssen.

»Wenn er seine Couplets beendet hat, erscheinen nach einander verschiedene spazirende weibliche Gestalten: der Harem eines Pascha, die Gattin eines Kaufmannes, eines armenischen Saraf, eines Landmannes, die Tochter eines Ulema. Der lüsterne Karagus wird Feuer und Flamme, zum großen Ergötzen der Zuschauer. Er sucht eine Schöne nach der andern zu verführen. Anfangs sind sie alle entrüstet, aber nach langem Hinundherreden capituliren sie, freilich unter gewissen Bedingungen. Und wenn der türkische Don Juan gesteht, daß er keinen Para besitzt, so entfernen sie sich im größten Zorn, oder spielen ihm sogar manchen unmöglich zu beschreibenden Schabernack.

»Der arme Teufel sucht sich zu trösten und durch eine Menge possenhafter Vergleiche zu beweisen, daß zwischen Kuchen und Schwarzbrot im Grunde kein Unterschied sey, und daß eine Schöne nicht besser sey als die andere. Aber allenthalben wird er abgewiesen, und trotz aller Bitten, Ver-

iprechungen und Kunstgriffe mit Schimpf und Schande fortgesetzt. Endlich wird er böse, er will mit Gewalt in ein Haus eindringen; aber man heßt auf ihn einen großen Hund, der ihn — zum Eunuchen macht und davonläuft.

»Karagus ist außer sich. Um das Verlorne wieder zu bekommen, sieht er sich genöthigt, Lieferant für das Haus zu werden. Es beginnt nun das Gegenstück zu der vorigen Musterung, und dieser zweite Theil der Posse ist ungleich komischer als der vorhergehende. Karagus sucht Personen der verschiedensten Stände zu werben: einen Pascha, einen Ulema, einen Wechsler, einen Kaufmann, einen Soldaten, einen Derwisch, einen Juden, einen Christen, einen Lastträger u. u. Anfangs will ihm Keiner Gehör geben; sie geben ausweichende Antworten, endlich aber nennen sie ihre wahren Gründe. Die ganze Scene ist eine merkwürdige Satyre auf die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Kasten und Stände. Der Pascha spricht von seiner Würde, der Ulema von seiner Achtung, der Kaufmann von seinem Credit, der Jude findet die Sache zu kostspielig, der Derwisch verächtelt die Befriedigung so gemeiner Lüste, er strebt nach andern Genüssen.

»Endlich aber schwinden die Scrupel vor der burlesken Beredsamkeit und den erotischen Schilderungen des Versuchers. Jeder entschließt sich und sucht sich durch allerlei burleske Sophismen vor sich selbst zu rechtfertigen.

»Die letzte stumme Scene ist über alle Maßen unzüchtig. Im Innern des Hauses finden sich alle von Karagus verlohten Personen; zumal dieser, der zum Lohn für seinen Dienst wieder in seinen vorigen Stand eingesetzt worden ist, spielt die Rolle eines muselmännischen Priapus.«

Nachtrag zu der arabischen Idylle. — Folgen  
derselben. — Ein orientalischer Condottiere. —  
Kriegsführung der Araber.

Das Fest dauerte, wie schon gesagt, drei Tage für die Reichen und fünf Tage für die Armen.

Am dritten Tage, kurz vor der Stunde des Gebets, verlangte mich ein Beduine zu sprechen. Selim, der ihn meldete, kannte ihn nicht, hatte ihn nie gesehen. Er glaubte ihn indeß an seiner Kleidung als einen Gebirgsbewohner zu erkennen.

Ich ließ ihn hereinkommen.

»Bist du wirklich El-Hädschi Abd-el-Hamid?« fragte er.

»Ja, ich bin's,« antwortete ich; »was willst Du von mir?«

»Ich wünsche Dich allein zu sprechen.«

Selim entfernte sich, ohne meinen Wink abzuwarten.

Ich sah den Fremden aufmerksam an. Er war von der Sonne sehr gebräunt. An der einen Schulter trug er seine Flinte, an der andern einen kurzen Säbel und einen kleinen hölzernen Schild. Seine Kleidung bestand aus einem alten Turban und einem Kittel von blauer Leinwand mit einem schmalen Gürtel. Der Kittel war ohne Ärmel, die nervigen Arme waren ganz bloß. An dem einen Arme hatte er die Narbe von einer Schußwunde. Eine andere sehr lange Narbe ging über Nase und Wange.

Als er sich überzeugt hatte, daß ich der Rechte war, stellte er sein Gewehr in einen Winkel und setzte sich mit eingeschlagenen Beinen auf den Fußboden.

Einige Briefe hingen an seinem Gürtel. Er machte einen derselben los und reichte mir ihn. Die andern hatten ohne Zweifel ihre Bestimmung.

»Hadschi,« sagte er, »diesen Brief schickt Dir Abd'-el-Melef.«

Ich griff hastig nach dem Briefe; er war wirklich von unserm Flüchtling. Er schrieb mir Folgendes:

»Abd'-el-Melef, Sohn des Abu-Faleb, Scherifs und Statthalters von Hodeadi, an Sidi Hadschi Abd'-el-Hamid Bey. Ich grüße Dich und wünsche Dir den reichsten Segen Gottes.

»Ich habe Dir unlängst mein Liebesverhältniß zu Gammarr anvertraut. Da mein Oheim und mein Vater sie mir nicht zur Frau geben wollten, und da ihr Stamm unserm Vorhaben ebenfalls hinderlich ist, so habe ich sie entführt, denn ich kann nicht ohne sie leben, und es steht geschrieben, daß sie mein seyn soll.

»Ich wollte weder in Abu-Arisch noch unter einem feindlich gesinnten Volke bleiben, und bin nach Mineschid zu Freunden gegangen. Die Aufnahme, die ich daselbst gefunden, läßt mir keinen Zweifel, daß ich nöthigenfalls auf ihren Schutz und Beistand zählen kann.

»Ich sende Dir daher dieses Schreiben aus dem Lande Kohlan, um mich nach deiner theuern Gesundheit zu erkundigen, denn ich höre nicht auf, an Dich zu denken und Dir alles Glück zu wünschen.

»Ich weiß, welchen Antheil Du an mir nimmst und wie groß deine Klugheit und dein Einfluß bei meiner Familie, zumal bei meinem Oheim Hussein, ist. Ich bitte Dich daher, ihm zu sagen, wo ich mich befinde und warum ich diesen Zufluchtsort gewählt habe. Wenn Du mir beistehst,

werden mein Oheim und mein Vater gewiß zugeben, was einmal geschrieben stand.

»Dies ist Alles, was ich Dir für diesen Augenblick mitzutheilen habe. Ich grüße Dich und setze meine Hoffnung auf den allmächtigen Gott.

»Abd'el-Melek, Sohn des Abu-Taleb.

»Gott schütze Dich. Amen.«

Dieser Brief war offenbar so geschrieben, daß ich ihn dem Scherif mittheilen konnte. Ich ersuchte den Boten, meine Antwort abzuwarten, empfahl ihn meinen Dienern und ging fort.

Zehn Minuten nachher war ich bei dem Scherif. Ich verrichtete mit ihm das eben beginnende Gebet. Nachher benutzte ich einen Augenblick, wo ich mit ihm allein war, und sagte zu ihm:

»Sidi, ich habe ein Schreiben von deinem Neffen erhalten.«

Ich reichte ihm den Brief.

»Diesen Auftrag hatte also der Beduine, der bei Dir ist?«

»Ja, Sidi.«

Die Dämmerung war angebrochen; er ließ sich eine Wachskerze bringen und laß.

Sein Gesicht veränderte sich nicht im Mindesten; ich hätte nicht sagen können, welchen Eindruck der Brief auf ihn machte.

Er gab mir, ohne ein Wort zu sagen, den Brief zurück.

Nach dem Abendessen kamen Jaschya und Abu-Taleb; Jaschya reichte dem Scherif ebenfalls einen Brief. Hussein laß ihn und gab ihn schweigend zurück.

Als sich alle fremden Gäste entfernt hatten und der Scherif nur noch Abu = Taleb, Jaichya und mich bei sich hatte, sagte er zu seinem Bruder:

»Ich habe Nachricht von deinem Sohne bekommen.«

»Ich auch,« antwortete Abu = Taleb und reichte dem Scherif ebenfalls einen Brief.

Der Scherif las und setzte hinzu: »Daß er ein Mädchen, dem er gut ist, entführt hat, ist eben kein Unglück. Aber daß er dieses Mädchen aus einem feindlichen Stamme geholt hat, ist nicht recht.«

»Aber,« entgegnete ich, »der Stamm ist ja nicht so bedeutend, daß Du Dir so viele Sorgen zu machen hast.«

»Der Stamm ist allerdings nicht bedeutend,« erwiderte der Scherif; »aber er hat unter den Stämmen von Sabäa bereits eine Razzia gemacht; es hat Todte und Verwundete gegeben.«

»Was willst Du thun?« fragte Abu = Taleb. »Willst Du die Stämme züchtigen oder Dich gnädig zeigen?«

»Es ist Blut vergossen,« setzte der Scherif hinzu, »die Ehre ist im Spiel.«

»Sidi,« sagte ich, »Du bist ein kluger Mann; mit der reifen Ueberlegung wird auch guter Rath kommen. Verschiebe die Entscheidung auf morgen. Wir Alle wollen Dir unsere Meinung mittheilen, wenn Du dann noch keinen Entschluß gefaßt hast.«

»Ja,« antwortete der Scherif; »aber ich muß an die Orte, die in einem Kampfe zu schwach seyn könnten, noch diese Nacht Verstärkungen senden.«

Dann rief er Mansur.

»Zweitausend Kabaylen,« sagte er, »sollen sogleich nach dem Dschebel = Dra und Sabäa marschiren. Das Ge-

biet der Nachbarn soll nicht betreten werden, aber sobald sie unser Gebiet betreten, treibe man sie zurück. Meine Leute sollen nicht zuerst schießen.«

Mansur entfernte sich.

Hussain wandte sich wieder zu uns. Abu-Faleb trat mit ihm auf die Seite. Die beiden Brüder sprachen einige Minuten mit einander.

»Es ist nicht nöthig, bis morgen zu warten,« sagte der Scherif nach kurzem Besinnen; »die Entführung soll meinem Neffen verziehen seyn. Aber es handelt sich noch um die Feindseligkeiten des Beghamstammes. Schreibe meinem Neffen, daß ich den Kofflas beistehen werde; aber empfehle ihm große Vorsicht für den Fall daß es zu Feindseligkeiten kommt. Das Uebrige steht in Gottes Hand.«

Ich hatte mehr erlangt als ich hoffte. Ich begab mich nach Hause und schrieb sogleich an Abd'-el-Melek. Der Bote, dem ich zehn Thaler schenkte, versprach mir, daß der junge Scherif den Brief in zwei Tagen erhalten solle.

Er war zu Fuß gekommen und kehrte zu Fuß zurück. Die arabischen Beduinen legen unglaubliche Strecken zu Fuß zurück. In dringenden Fällen machen sie die fünfzig Lieues von Alexandrien bis Cairo in einem Tage. Die Nahrung, welche sie mit auf den Weg nehmen, besteht in einem kleinen Schlauche mit flüssiger Butter und einem kleinen Schlauch mit Wasser, einigen Datteln und etwas geröstetem Gerstenmehl. Dieses wird mit den Datteln und der Butter zu einem sehr nahrhaften Teig geknetet, der fast wie Chocolate schmeckt.

Der Bote trägt auf dem Kopf eine Schelle, die seine Eigenschaft andeutet und ihn gegen alle Raubansfälle schützt. Um große Strecken rasch zurückzulegen, gehen sie nicht, son-

dern tragen, nach Art der Bären, hinter dem Kopf einen kurzen Stock, der natürlich mit den Händen gehalten wird und dadurch das Athmen erleichtert.

In der Nacht weckte mich Selim. Die Wachen hatten ihn gerufen, denn der Scherif hatte das Signal aufgesteckt.

Ich stand auf und eilte in die Citadelle.

Der Scherif erwartete mich auf der Terrasse.

»Was ich vorgesehen hatte, ist eingetroffen,« sagte er; »es ist zum Kampf gekommen. Fünf bis sechs meiner Kabaylen sind gefallen. Man hat zwei Duare in Brand gesteckt und die Weiber geraubt.«

Der Weiberraub war das Schlimmste an der Sache.

»Kann ich etwas in der Sache thun?« fragte ich.

»Für den Augenblick nicht. Aber was glaubst Du, daß zu thun sey?«

»Ich rathe Dir einige Steinböller und Reiterei abzuschieken.«

»Du meinst also, daß ich mit Strenge verfahren soll.«

»Ja; ohne die Leute einzuschüchtern, wirst Du nichts von ihnen erlangen.«

»Zweihundert Reiter haben schon Befehl zum Abmarsch erhalten. Ich will ein Duzend Musketiers auf Kamehle laden lassen.«

»Wem wirst Du den Befehl über die Reiterei und die Geschütze anvertrauen?«

»Meinem Neffen, dem Scherif Farhat.«

Farhat war, nächst Abd'-el-Melek, der geschickteste und kühnste Soldat in der Familie des Scherif. Er war der Sohn Hassan's, des ältern Bruders und Vorgängers Hussein's.

Eine Stunde nachher marschirte Farhat an der Spitze von zweihundert Reitern, fünfzig Kamehlen, die mit der Feldartillerie und Munition beladen waren, und fünfundzwanzig türkischen Artilleristen dem Gebirge zu.

Am andern Morgen meldete mir Selim einen Mann, den ich in Mekka kennen gelernt hatte. Er hieß Ibrahim-Aga und hatte in Egypten unter Turki-Bilmes und Osman-Pascha gedient. Er mochte fünfzig bis fünfundfünfzig Jahre alt seyn. Er war ein echter Condottiere. Seine Empfehlung trug er im Gesicht: eine ungeheure Narbe theilte seine linke Wange in zwei Hälften. Am Halse, an den Armen, am ganzen Körper trug er Amulette, in der Säbeltasche seinen mit Goldstickerei verzierten Koran. Unter seinem Befehl standen vierhundert Arnauten.

Der langen Unthätigkeit in Hedschas überdrüssig, wollte er dem Scherif seine Dienste anbieten und bat mich um meine Fürsprache.

Das Anerbieten kam wie gerufen.

»Wann können deine Leute hier seyn?« fragte ich.

»Auf dem Landwege in vierzehn Tagen; zu Wasser wann es Gott gefällt.«

Der Wind war sehr günstig.

»Erwarte mich hier,« sagte ich zu ihm.

Mein Pferd war Morgens immer gesattelt. In fünf Minuten war ich bei dem Scherif.

Ich erzählte ihm den Antrag des Condottiere.

»Kennst Du ihn?« fragte er.

»Ja, Sidi.«

»Bürgst Du für ihn?«

»So viel ein Mann für den andern bürgen kann.«

»Wie viel Gold verlangt er?«

»Darüber habe ich noch nicht mit ihm gesprochen, da ich deine Absichten nicht kannte.«

»Ich will Proviant für die Leute und Futter für die Pferde liefern; dazu Kaffee, Tabak, Schuhe, Winter- und Sommerkleider.«

»Und an Geld?«

»Täglich acht Paras.«

Dies ist etwa ein Sou nach unserem Gelde.

»Und für einen Sou täglich sollen sie sich todtschießen lassen?«

»So viel zahle ich meinen Kabaylen.«

»Deine Kabaylen müssen Dir dienen, die Arnauten hingegen sind unabhängig und werden nur gegen gute Bedingungen in deine Dienste treten.«

»Wie viel würdest Du ihnen geben?«

»Den Sold der französischen Soldaten. Du mußt bedenken, daß in Frankreich jeder Soldat sieben Jahre dienen muß.«

»Warum gibt man den französischen Soldaten Geld, wenn sie sieben Jahre dienen müssen?«

»Weil man bedenkt, daß Niemand das Recht hat, das Opfer der Freiheit und selbst des Lebens umsonst zu verlangen.«

»Aber wenn der Soldat sich weigert, sieben Jahre zu dienen, oder wenn er in fremde Dienste tritt?«

»Dann wird er erschossen.«

Der Scherif sann einen Augenblick nach.

»Wie viel Sold bekommt der Soldat in Frankreich?«

»Gerade vierzig Paras täglich.«

»Wie viele Soldaten sind denn in Frankreich?«

»Viermalhunderttausend auf dem Friedensfuß, viermalhundertachtzigtausend auf dem Kriegsfuß.«

»Wie viel macht das?«

»Gerade eine Million Francs für je tausend Mann: vierhundert Millionen in Friedenszeiten, vierhundertachtzig Millionen in Kriegszeiten.«

»Das ist viel,« sagte Hussein.

»Und nöthigenfalls kann die Armee verdoppelt, ja verdreifacht werden.«

»Ich will sechzehn Paras geben.«

Das waren zwei Sous. Einen so hohen Sold hatte Hussein noch nie gezahlt.

»Ich will Dir den Commandanten schicken. Du kannst den Handel mit ihm abschließen.«

Eine Viertelstunde nachher war Ibrahim-Aga bei dem Scherif. Noch an demselben Tage wurde ein Vertrag auf ein Jahr abgeschlossen. Jeder Arnaut erhielt täglich zwei Sous. Das ganze Corps kostete daher täglich vierzig Francs. Außerdem verpflichtete sich der Scherif, die etwa fallenden Pferde zu ersetzen. Der Sold war am Ende jeden Monats zahlbar. Der Commandant erhielt täglich drei Rupien (sechs Francs und fünfzehn Sous), die Hauptleute zwei Rupien (vier Francs zehn Sous), die Lieutenants anderthalb, die Unterlieutenants eine Rupie, die Unteroffiziere eine Viertel-Rupie.

Alles dies wäre recht anständig gewesen, wenn die Leute den versprochenen Sold wirklich erhalten hätten. Aber das Geld ging durch die Hände des Commandanten Ibrahim, der die Leute kaufte, wie er sich selbst verkaufte. Wahrscheinlich behielt er die Hälfte des Soldes für sich.

Man schickte sogleich einen reitenden Boten nach Con-

foda mit dem Befehl, die Reiter zu Lande, die übrigen aber zu Wasser kommen zu lassen.

Ibrahim-Aga verließ den Dienst Osman's, weil dieser, wie er sagte, seit drei Jahren keinen Sold gezahlt hatte.

Die Maßregeln, die der Scherif Hussein ergriffen hatte, waren keineswegs überflüssig. Es gingen sehr unangenehme Berichte über den Aufstand ein. Die Truppen Hussein's hatten einige Dure in Brand gesteckt; aber Farhat war gefallen.

Man erfuhr diese Vorgänge durch eine Escorte, welche fünfzig bis sechzig Gefangene gebracht hatte. Unter diesen Gefangenen befanden sich einige Leute von Stande, die bei den Unterhandlungen sehr nützlich seyn konnten. Leider war man noch nicht so weit.

Die von Hussein's Soldaten gefangenen Weiber wurden wieder freigelassen.

Der Volksstamm, bei welchem der junge Scherif Abd'-el-Melek eine Zuflucht gesucht, war ebenfalls angegriffen worden. Abd'-el-Melek hatte den Angriff zurückgeschlagen. Man wünschte vielleicht auf beiden Seiten den Frieden; aber keine Partei wollte der andern entgegenkommen.

Der Imam von Sana, Hussein's Feind, hatte mit den Aufständischen gemeinsame Sache gemacht; der Scheikh von Assir hingegen übernahm die Rolle des Vermittlers: er schickte Gilboten an Hussein mit dem Ersuchen, ihm ein Contingent von zwei- bis dreitausend Mann zu stellen, um dem Aufstande schnell ein Ende zu machen. Der Scherif Hussein nahm den Antrag um so bereitwilliger an, da der Scheikh von Assir größern Einfluß bei den verschiedenen Volksstämmen hatte, als er selbst. Der Imam von Sana hatte den

Aufständischen inzwischen zweitausend Mann und Munition zugeschickt. Der Scherif sah sich daher genöthigt, energische Maßregeln zu ergreifen. Er schickte Eilboten an alle seine Brüder mit dem Befehl, ihr Contingent zu seiner Verfügung zu stellen. Vier Tage nachher standen fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann bei Sabäa. Der Scherif begab sich dahin, um persönlich den Befehl zu führen. Ich befand mich natürlich in seinem Gefolge neben seinem Sohne, den Scherifen von Mekka, Ehesa, Zebed und Ghesan.

Nach drei Wochen hatte der Scherif, mit Inbegriff der Arnauten und der Verbündeten von Assir, gegen dreißigtausend Mann zusammengezogen, welche die aufständischen Stämme in Form eines Dreiecks einschlossen. Die letztern mochten sechzehn- bis siebenzehntausend Mann stark seyn; aber sie hatten eine sehr günstige Stellung im Gebirge, aus welchem sie zur Nachtzeit hervorbrachen, um ihre Razzia zu machen.

Im Allgemeinen pflegen die Araber nicht in der Nacht zu kämpfen; aber ihre Razzias machen sie immer in der Nacht. Zu diesem Zwecke schicken sie einige Plänkler ab, die sich möglichst nahe an einen Duar schleichen. Diese Plänkler sind von zehn, zwanzig, dreißig Reitern begleitet. Die Hunde geben die Annäherung der vermeinten Angreifer kund, und während die Bevölkerung ihnen entgegenzieht, wird der eigentliche Angriff auf der andern Seite gemacht.

Bei solchen Razzias spielen die Weiber eine große Rolle. Wenn sie überfallen werden, so machen sie sich Waffen aus Allem was ihnen in die Hände fällt. Ich habe Weiber gesehen, die eine Reitereschaar mit Feuerbränden angriffen, die Pferde scheu machten und die Feinde in die Flucht jagten. Aber wenn ihnen die Männer nicht schnell zu Hilfe

kommen, oder wenn die Männer nicht zahlreich genug sind, um eine Wache zurückzulassen, so werden sie trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr überwunden. Dann zwingt man sie, Alles was sie und ihre Männer besitzen, Heerden, Geschmeide und Geld auszuliefern. Dann werden sie fortgeschleppt.

Wir waren mit dem Kern des Heeres in der Ebene gelagert. Am andern Morgen sollte ein Angriff stattfinden. Nach dem Abendessen fragte mich Hussein, wie ich den Angriff einrichten würde. Ich bat um Erlaubniß, zuvor das Terrain zu untersuchen. Er gab mir seinen Sohn und hundert Reiter mit. Einige Infanteristen marschirten voraus.

Gegen acht Uhr Abends erreichten wir eine mit unzähligen kleinen Oasen übersäete Wüste, welche die Besitzungen des Iman von Sana von dem Bezirk Madan trennt. Dieser ganze Landstrich war frei.

Ich kam gegen Mitternacht zurück. Der Scherif erwartete mich. Ich erklärte ihm, daß dieser Punkt stark besetzt werden müsse, um die Verbindung frei zu erhalten, und rieth ihm, die Aufständischen an drei Punkten anzugreifen, zu diesem Zwecke schon in der Nacht die nöthigen Hilfen abzuschicken und am zweiten Tage in der Morgendämmerung den Angriff zu machen.

Am folgenden Tage wurden alle Vorkehrungen getroffen und die Truppen aufgestellt. Die aus fünf- bis sechstausend Mann bestehende Reserve sollte nur im äußersten Nothfall am Kampfe Theil nehmen.

Bei Tagesanbruch marschirten wir ins Gebirge. Bald sahen wir die Höhen mit Arabern besetzt; ihre Reiterei bewachte das enge Thal, welches das ganze Gebirge durchschneidet.

Einige Schüsse aus unserer Gebirgsartillerie eröffneten den Kampf und dienten unsern Verbündeten zugleich als Signale. Der Angriff begann wirklich an den drei bezeichneten Punkten.

Man kennt die Kampfweise der Araber, ihren ungestümen, unüberwindlichen Angriff, die Gefahr ihres Einzelkampfes, die Schnelligkeit und Schamlosigkeit ihrer Flucht, die Schwierigkeit der Bildung neuer geordneter Reihen. In dem zweistündigen Kampfe hatten wir ein Muster aller dieser verschiedenen Vhasen.

Endlich gegen elf Uhr Morgens bemerkten wir eine gewisse Unordnung unter den in der Thalschlucht aufgestellten Leuten, die unsern Angriff schon dreimal zurückgeschlagen hatten. Der Augenblick, einen Hauptschlag auszuführen, schien mir sehr günstig. Ich bat Hussein um Erlaubniß, einen Reiterangriff zu machen. Ich fühlte die Nothwendigkeit, mir in Gegenwart des ganzen Heeres, zu dessen Befehlshaber ich vielleicht berufen war, die Sporen zu verdienen. Die Arnauten waren noch nicht im Feuer gewesen. Ich sprengte zu Ibrahim-Aga.

»Jetzt kommt die Reihe an uns,« sagte ich zu ihm; »zeige dem Scherif was deine Leute können.«

»Reitest Du mit uns?« fragte er.

»Ja, wenn Du meine Begleitung nicht verschmähest.«

»Vorwärts!« rief er, sich zu seinen Leuten wendend.

»Vorwärts, im Namen Allah's!«

Die Arnauten sprengten mit verhängtem Zügel vorwärts. Als sie in die Nähe des Feindes kamen, riefen sie ihnen eine Menge Schimpfnamen zu. »Hunde! Hundesöhne! Schweine! Juden!« tönte es aus den Reihen. In einer Entfernung von fünfzig Schritten feuerte die erste

Reihe, that sich aber sogleich auf und zog sich rasch auf beiden Seiten zurück, um hinten eine neue Reihe zu formiren. Die zweite, dritte Reihe machte es eben so, und so folgten alle Reihen nach einander, wenn nemlich bei dieser toll heranstürmenden, tobenden Schaar von Reihen die Rede seyn kann.

Die Feinde benutzten alle Vortheile, die ihnen das Terrain bot, sie krochen hinter die Büsche, versteckten sich hinter den Felsen, und schossen bald einzeln, bald in Gruppen von zehn, fünfzehn, zwanzig Mann. Sie kämpften fast nackt, um dem Feinde, falls sie ihm todt oder lebendig in die Hände fielen, keine Beute zu geben. Ich allein war in vollen Kleidern, und da ich insbesondere an meinem Turban leicht als Anführer zu erkennen war, so war ich die Zielscheibe für viele Schüsse, von denen mich aber wunderbarerweise keiner traf. Uebrigens war ich an die französische Kampfweise gewöhnt und ließ den Feind nicht aus den Augen. Ich sah, daß die schon vorher beobachtete Verwirrung zunahm; ich eilte zu Hussein zurück und meldete ihm mit wenigen Worten was aller Wahrscheinlichkeit nach vorging.

»Ich glaube,« sagte ich zu ihm, »daß der Augenblick gekommen ist, dein Fußvolk und deine Neger zum Angriff zu commandiren.«

Er rief Mansur.

»Nimm die Neger!« sagte er, »und folge Abd'-el-Hamid. — Und Ihr,« sagte er zu seinen Brüdern, »nehmt euer Fußvolk und greifet an!«

Die vier Scherife eilten an die Spitze ihres Fußvolkes, während sich die schwarzen Reiter hinter Mansur zusammenzogen.

Der Abhang war ziemlich steil, aber doch den Pferden zugänglich. Ich wußte, daß ich mich auf sie und Mansur verlassen konnte, und sprengte wieder auf Ibrahim-Aga zu.

»Ihr habt genug geplänkelt,« sagte ich. »Setzt den Säbel aus der Scheide, oder die Neger werden die Ehre des Tages haben!«

Ibrahim sah sich um und sah wirklich die Neger heransprengen, während hinter ihnen das Fußvolk im Sturmschritt anrückte. Er rief seine Offiziere herbei und deutete auf die Neger, die auf ihren schönen Pferden schon die Hälfte des Abhanges erreicht hatten. Die Offiziere, die wohl verstanden was man von ihnen erwartete, zogen ihre Säbel. Die Arnauten hängten ihre Flinten über die Schulter, faßten die Zügel mit den Zähnen, und nahmen in die eine Hand den Säbel, in die andere eine ihrer langen Pistolen.

Dieser Reiterangriff mußte dem Emir Hussein einen schönen Anblick darbieten. Viele Reiter erreichten die Höhe nicht; die leeren Pferde liefen theils zurück, theils mitten unter der Schaar auf den Feind zu.

Kaum hatte der Kampf begonnen, so hörten wir ein lautes Geschrei, das vom Himmel zu kommen schien. Wir schauten auf und sahen das obere Plateau von den Kholas besetzt. An ihrer Spitze erkannte ich den jungen Scherif Abd'-el-Melek. Die Unsrigen begrüßten die Verbündeten mit lautem Jubel. Der junge Scherif stürmte an der Spitze von drei- bis vierhundert Reitern den steilen Abhang herab.

Diesem gewaltigen Angriff konnten die Rebellen nicht widerstehen. Sie hatten nicht einmal Zeit zu fliehen. Sie wurden von der wie eine Lawine heranstürzenden Reiter-schaar theils niedergeworfen, theils zerstreut. Jeder von ihnen war nun auf seine persönliche Sicherheit bedacht und eilte

den nächsten Abhang hinunter, aber nur wenige entkamen den Arnauten und Negern.

Ich sprengte auf den jungen Emir zu. Er erkannte mich und begrüßte mich mit offenen Armen.

»Komm,« sagte ich zu ihm, »Du mußt der Erste seyn, der deinem Oheim den Sieg meldet.«

Er sah sich um, als ob er fürchtete, eine falsche Nachricht zu bringen.

In diesem Augenblicke hörte man in einiger Entfernung ein ziemlich heftiges Gewehrfeuer. Eine Abtheilung fliehender Feinde wurde von den Leuten aus Assir mit Schüssen empfangen.

Abd'-el-Melek zögerte, trotz meiner wiederholten Aufforderung.

»Glaubst Du, daß er mich gut empfangen wird?« fragte er.

»Ich stehe für Alles.«

Wir galoppirten in das Thal hinab.

Zehn Schritte von seinem Oheim sprang der junge Emir vom Pferde ohne anzuhalten . . . Der Scherif reichte ihm die Hand. Abd'-el-Melek nahm diese Hand und drückte sie an seine Lippen.

Zwischen Oheim und Neffen war der Friede geschlossen. Es blieb noch der Friedensschluß mit dem Feinde übrig.

Das Gebet auf dem Schlachtfelde. — Die Friedensjungfrau. — Die Friedensconferenzen. — Die Doppelheirath.

Es war Mittag, die Stunde des Gebets. Der Muezzin der sich im Gefolge des Emirs befand, rief mit lauter Stimme zum Gebet.

Ich sah nun ein seltsames Schauspiel. Sieger und Besiegte, Verfolgende und Verfolgte standen still, knieten nieder, fehrten das Gesicht gegen Mekka, neigten sich viermal zur Erde und begannen zu beten. Jeder hat seine Waffen neben sich niedergelegt; denn die Moslem beten nie, ohne ihre Waffen abgelegt zu haben. In Ermanglung des Wassers rieb man sich mit Sand.

Die tiefste Stille herrschte plötzlich auf dem zuvor so geräuschvollen Schlachtfelde. Man hörte nur noch die Stimme des Muezzin.

Das Gebet dauerte eine Viertelstunde. Bei den letzten Worten des Gebets erschienen die Frauen. Sie benutzten die Pause, die jedem Gebete folgt um den Kämpfenden Wasser zu bringen. Sie brachten den Labetrunk in ledernen, inwendig getheerten Schläuchen.

Als Jedermann getrunken hatte, wurde die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten durch lautes Hurrarufen angezeigt. Aber in demselben Augenblicke erschien auf der Höhe ein junges Mädchen auf einem weißen Dromedar, mit einem

Palmzweige in der Hand. Es war die Friedensbotin in der Person der Tochter des Scheikh von Rhola. Sie war von den Notabeln des Stammes begleitet.

Dem schon erwähnten Gebrauche gemäß wird der Friedensbotin ein junger Mann entgegengeschickt.

Der Scherif wandte sich zu mir.

»Siehst Du?« sagte er.

»Ja,« antwortete ich, »ich sehe, daß es von Dir abhängt, Frieden zu schließen.«

»Was sagst Du dazu?«

»Wünschest Du den Frieden nicht?«

»Ja wohl; aber wen soll ich dem Mädchen entgegen schicken? Du weißt, daß der Abgesandte die Friedensbotin als Braut heimzuführen pflegt.«

»Wer ist das Mädchen?« fragte ich den jungen Emir Abd'-el-Melef.

»Die Tochter des Scheikh von Rhola,« antwortete er.

»Ist sie schön und von edler Abkunft?«

»Sie ist strahlend wie ein Stern und stammt, wie wir, von dem Propheten ab.«

Ich wandte mich wieder zu Hussein.

»Hast Du es gehört?« fragte ich.

»Ja.«

»Wünschest Du aufrichtig den Frieden?«

Er sann einen Augenblick nach.

»Ja,« sagte er, »ich wünsche ihn aufrichtig.«

»Dann schicke ihr deinen Sohn entgegen.«

»Meinen Sohn?«

»Es ist eine würdige Erwiederung der Ehre, die man Dir erweist.«

»Mein Sohn hat schon zwei Frauen.«

»Er hat ja das Recht, noch zwei zu nehmen.«

»Ja, Du hast Recht. — Hussein,« sagte er zu seinem Sohne, »geh und empfang das Mädchen.«

Der Sohn des Scherifs schien betroffen. Alle Anwesende, die den unerwarteten Befehl hörten, sahen den Emir erstaunt an.

»Aber Du weißt, Vater,« entgegnete der junge Emir, »daß der Abgesandte das Mädchen heirathen muß.«

»Ich weiß es.«

»Ist es wirklich dein ernstester Wille?«

»Ich kann dem Volke das den Sohn meines Bruders gastfrei aufgenommen, nicht zu viel Ehre erweisen.«

Der junge Scherif verneigte sich. Er war bereit zu gehorchen.

Hussein befahl vier Notabeln seinen Sohn zu begleiten. Unter ihnen befand sich der Radi. Ein Duzend Neger und zwei Eunuchen bildeten das Gefolge des jungen Scherifs und der Notabeln, die hinter ihm gingen.

Der eben wiederbegonnene Kampf hörte überall plötzlich auf. Es fiel kein Schuß mehr. Der junge Scherif ging mit seinem Gefolge über das mit Leichen besäete Schlachtfeld.

Sobald der Araber gefallen ist, wird er von Feinden oder Freunden geplündert, wenn er auch nicht todt ist.

Nah am Gipfel des Berges stand das Gefolge still. Der junge Scherif ritt allein weiter. Das Mädchen kam ihm entgegen. In einer Entfernung von zehn Säritten hielt Hussein sein Pferd, die Friedensbotin ihr Dromedar an.

»Was verlangst Du, Jungfrau?« fragte der Scherif.

»Den Frieden,« war die Antwort.

»Wer sendet Dich?«

»Allah und mein Volk, das edelste und mächtigste des ganzen Landes, das Volk von Khola.«

»Das Volk von Khola ist unser treuester Verbündeter; sey willkommen!«

Das Mädchen reichte dem jungen Scherif den Palmzweig.

Hussain, der inzwischen die ausgezeichnete Schönheit des Mädchens bewundert hatte, sprengte vorwärts und nahm den Palmzweig.

»Gott erböre Dich,« sagte er; »denn wir selbst wünschen den Frieden und ich insbesondere wünsche nicht nur den Frieden, sondern auch die Bundesverwandtschaft.«

Dann hielt er den Palmzweig hoch empor und rief laut: »Es ist Waffenstillstand!«

Dann rief er den einen Sunuchen aus seinem Gefolge.

»Melde meinem Vater,« sagte er, »daß ich der Friedensbotin das Geleite gebe und unter den Kholas seine Befehle erwarte.«

Der Sunuche überbrachte dem Scherif diese Antwort. Der Scherif schickte sogleich Hilboten ab, um die Feindseligkeiten überall einzustellen.

Abd'el-Melef überbrachte dem Scheith von Khola die Nachricht, daß die Friedensconferenzen am nächsten Freitage beginnen sollten.

Die Friedensbotin begab sich wieder zu ihrem Vater, der junge Hussain wurde von einem der Notabeln gastlich bewirthet. Bei dem Scheith Ibrahim, seinem künftigen Schwiegervater, konnte er anstandshalber nicht wohnen.

Der Scherif Hussain gab sich zwar das Ansehen, als ob er den Kholas ein Zugeständniß machte, aber er bekam durch die Vermählung seines Sohnes mit der schönen Warda (Rose)

eine mächtige Bundesverwandtschaft. Denn im Falle eines Krieges konnten ihm die Kholas ein Contingent von fünf- bis sechstausend Streitern stellen.

Freunde und Feinde zogen sich in ihr Lager zurück. Die Waffen ruhten. Aber bei den Arabern kann der geringste Vorfall einen Waffenstillstand brechen. Man hält sich daher im Vertheidigungsstande.

Ein arabisches Kriegslager ist sehr einfach. Große Stücke Stoffe auf Pfählen befestigt, bilden das Zelt der Anführer. Diese Zelte haben von weitem die Umrisse eines riesigen Kamehls. Die übrigen Soldaten liegen in ihren Burnus gehüllt auf der Erde. Man zündet Feuer an, um sich gegen Kälte oder Thau zu schützen, und um die wilden Thiere und Schlangen zu vertreiben. Andere Bequemlichkeiten sind in einem arabischen Lager nicht zu finden.

Die Weiber kommen mit ihren Kindern, um die Männer zu besuchen. Wenn Letztere nicht im Lager sind, so müssen sie im Kampfe geblieben seyn. Dann hört man statt des Jubels laute Klagen. Die Weiber reißen sich die Haare aus und zerfleischen sich Wange und Brust mit den Nägeln. Die Kinder weinen. Oft treiben sie sich bis spät in der Nacht auf dem Schlachtfelde umher. Es macht einen höchst traurigen Eindruck, die armen Geschöpfe wie Gespenster zwischen den Todten umherschleichen zu sehen. Die Hyänen und Schakale begleiten mit ihrem Geheul die von dem Schlachtfelde aufsteigenden Klagetöne.

Diesesmal dauerten die Nachsuchungen nur eine Nacht. Denn auf mein Zureden und in der Furcht vor ansteckender Krankheit gab der Scherif schon bei Tagesanbruch Befehl, die Todten zu begraben. Dieser Befehl wurde nicht nur von den Unterthanen Hussein's, sondern auch von den verschiedenen

kriegsführenden Parteien vollzogen. Gegen sieben Uhr war die Beerdigung zu Ende. Auf jedem großen Grabe wurden Steine aufgeschichtet, um die Leichen gegen die Hyänen und Schakale zu schützen. Die gefallenen Notabeln wurden in das nächste Dorf gebracht und auf dem gemeinsamen Friedhofe beerdigt.

Am folgenden Freitage begaben sich die Bevollmächtigten, der Verabredung gemäß, nach Menneschid zu dem Scheikh der Kholas. Dieser, ein siebenzigjähriger Greis, führte den Vorsitz bei den Conferenzen. Nachdem die Ursachen des Krieges und die Friedensanträge erörtert worden waren, kamen die Bedingungen zur Sprache. Der Greis leitete die Unterhandlungen mit echt patriarchalischer Würde. Der Hauptwiderstand kam von dem Stamme der Begham und von der Familie der schönen Gammar.

„Es ist wahr,“ sagte der alte Vermittler, als er alle seine Gründe erschöpft hatte, „Abd'-el-Melef hat ein Mädchen eures Stammes entführt; es ist eine tadelnswerthe Handlung, die allerdings eine Genugthuung verdiente. Aber diese Genugthuung gibt ja der Sherif, indem er die Verheirathung eines jungen Prinzen mit einem Mädchen aus dem Volke gestattet. Und überdies . . . stand es geschrieben.“

Auf diesen Beweisgrund ist gemeiniglich nichts zu antworten. Eine Antwort wäre fast ein Vergehen, ein Aergerniß für den Glauben der Moslem an ein Verhängniß.

Es blieben noch die Bedingungen der materiellen Entschädigung für die Razzias und für das vergoffene Blut festzustellen. Von der Mitgift des Mädchens war gar keine Rede, man überließ es der Freigebigkeit der Eltern

und des Scherifs, von welchem gewiß eine glänzende Ausstattung zu erwarten war.

Es versteht sich, daß der junge Scherif Hussein und sein Better Abd'-el-Melek, obgleich sie dem Congreß nicht beiwohnten, ihren Einfluß geltend zu machen suchten.

In acht Tagen waren die Conferenzen zu Ende. Der Scherif erließ den Beghams die seit drei Jahren nicht bezahlten Steuern. Hinsichtlich der Razzias ernannte man Schiedsrichter, welche den Schaden abzuschätzen und die den beiden Parteien zu bewilligende Entschädigung zu bestimmen hatten.

Als die Verhandlungen so weit gediehen waren, meldete man dem Scherif, daß man nur noch seine Anwesenheit erwarte. Er reiste in der Nacht ab. Am andern Morgen war er in Meneschid, und vierundzwanzig Stunden nachher waren alle Friedensbedingungen von den Häuptlingen und Notabeln unterzeichnet und besiegelt.

Nun begannen die Festlichkeiten, welche durch die Doppelheirath Abd'-el-Melek's mit der schönen Gammar und des jungen Emir Hussein mit der Friedensjungfrau einen besondern Reiz erhielten. Der Scherif Hussein überhäufte die beiden jungen Paare mit Geschenken.

Auf der Rückkehr wurde oft angehalten, und die Hochzeitgäste gaben uns bis Abu-Arisch das Geleite.

Jedermann war zufrieden mit dem Ausgange dieses Abenteuers, welches dem ganzen Fürstenthume Abu-Arisch Gefahr gedroht hatte.

## Ein Heirathsproject. — Intriguen. — Eine Flüchtlingscolonie zu Abu-Arisch. — Der junge Imam von Sana.

Ich hatte auf der Rückreise die Bemerkung gemacht, daß der Scherif Hussein und seine Verwandten ungemein freundlich und zuvorkommend gegen mich waren. Zafschya, der Hofgefühlsthermometer, hatte mich fast keinen Augenblick verlassen. Der Eunuch Mansur ließ keine Gelegenheit unbenutzt, mir seine ungeheure Ergebenheit zu bezeigen. Man hatte offenbar gewisse Absichten mit mir. Ich zerbrach mir den Kopf, was man wohl mit mir vorhabe. Fragen darf man bei den Arabern nicht. Man muß warten, und dies ist im Orient ein eigenes Studium.

Abends nach dem Gebete meldete mir Selim den Besuch Zafschya's. Ich vermuthete, daß wir in die Sphäre der Aufklärungen treten würden. Ich gab Selim einen Wink und Zafschya erschien.

Sein immer heiteres Gesicht hatte diesen Abend einen ganz eigenthümlichen Ausdruck. Seine kleinen funkelnden Augen blickten mich freundlich, aber forschend an.

Nach der gewöhnlichen Begrüßung lud ich ihn ein, an meiner Seite Platz zu nehmen. Er kauerte sich nieder, zog seine Dose aus dem Gürtel, bot mir eine Prife, die ich ablehnte, schnupfte dann langsam und behaglich, ohne ein Wort zu sagen, und steckte die Dose wieder ein.

„Gott sey Dank!“ begann er endlich, „es ist Alles abgethan.“

Ich nickte beistimmend.

»Ich komme so eben vom Scherif,« fuhr er fort.

Ich nickte wieder.

»Wir haben viel von Dir gesprochen.«

»Der Scherif ist mein Vater,« antwortete ich mit einer Verbeugung

Zajchna lächelte.

»Ich glaube,« sagte er, »daß Du Ursache hast mit ihm zufrieden zu seyn.«

»Ich wäre sehr undankbar,« antwortete ich, »wenn ich nicht zufrieden wäre; der Scherif thut mehr für mich als ich verdiene.«

»Er will noch mehr für Dich thun, als er schon gethan.«

»Was könnte er noch thun?«

»Er will Dich in seine Familie aufnehmen.«

Ich sah ihn erstaunt an.

»Ja,« setzte er hinzu; »und da wir einmal bei diesem Capitel sind, so will ich Dir eine vertrauliche Mittheilung machen. Du wirst mich nicht verrathen. Du weißt, der Scherif hat zwei Söhne und fünf Töchter. Er wünscht Dich mit einer seiner Töchter zu vermählen.«

Ich blieb ganz gelassen.

»Ich kann Dir nicht sagen, mit welcher,« fuhr Zajchna fort. »Aber schön sind sie alle. Ich hoffe, daß Du einen derartigen Antrag nicht zurückweisen wirst; es wäre eine Beleidigung, die sehr schlimme Folgen haben könnte.«

»Es wäre eine große Ehre für mich,« antwortete ich. »Aber meine Absicht war, mich in Bagdad und nicht im Lande Jemen niederzulassen. Ich kam auf meiner Reise hierher. Der Scherif Hussein ist der Freund meines Freundes,

des Scherifs Soliman Ben Abd'Allah, und glaubte dem Scherif Hussein während meines Aufenthaltes einige Dienste erweisen zu können, und deshalb verweile ich in Abu-Arisch. Durch eine Heirath werden oft die ganzen Lebensverhältnisse verändert, zumal unter den gegenwärtigen Umständen. Ich werde Alles wohl erwägen, obgleich ich vielleicht nicht daran denken sollte, bis mir der Emir einen förmlichen Antrag gemacht hat.«

»Ueberlege es wohl; bedenke, daß ich dein Freund bin und es gut mit Dir meine.«

»Und deshalb antwortete ich Dir als Freund, lieber Jaschya, es ist eine gefährliche Ehe, die Du mir in Aussicht stellst; man wird nicht ungestraft der Schwiegersohn eines Emirs. Denn erstens ist die Tochter ein Spion im Hause, und zweitens hat der Mann einer Frau von so hoher Geburt immer eine abhängige Stellung; die Frau gilt Alles, der Mann nichts; der Mann hat eigentlich keine Frau, sondern eine Gebieterin, er ist nicht Gemal, sondern Slave. Dazu kommen die Vorurtheile, die eine Folge der mangelhaften Bildung sind. Man darf sich daher nicht wundern, daß viele Schwiegeröhne von Baschas und Emiren plötzlich verschwunden sind. Denke nur an die Tochter Mehemet Ali's und an den Desterdar von Egypten.«

»In dieser Hinsicht,« erwiderte Jaschya, »hast Du nichts zu fürchten: der Scherif ist Dir so gut, daß er Dir vor seinen eigenen Kindern den Vorzug geben würde.«

»Das ist noch nicht Alles,« entgegnete ich; »Du weißt, daß ich Muselman aus Ueberzeugung, aber Franzose von Geburt bin. In Frankreich lernen wir unsere Frauen vor der Hochzeit kennen; wir studiren nicht nur ihr Gesicht, sondern auch ihre Mängel und Vorzüge, und ungeachtet die-

ser Vorsichtsmaßregeln ist unter drei Ehen kaum eine, die den Erwartungen nur halb entspricht. Ich bin weit entfernt, mich gegen die Landesſitte aufzulehnen, aber ich erkläre Dir, daß ich nie eine Frau nehmen werde, deren Charakter ich nicht kenne.«

»Du weißt, daß es nicht möglich ist, ſie zu ſehen und zu ſprechen, und es wäre noch weit ſchwieriger, ihren Charakter zu ſtudiren. Aber höre, der Emir hat Dir eine Sclavin geſchickt.«

»Haſza?«

»Ja. Haſza war im Harem und diente der ganzen Familie, wie alle Abyſſinierinnen, welche oft beſtimmt ſind die Favoritinnen oder Gattinnen des Herrn zu werden. Haſza wird Dir viel ſagen können.«

»Haſza liebt mich; die Eifersucht iſt zwar ſelten im Orient, aber Haſza iſt doch vielleicht eifersüchtig und ſolglich ungerecht.«

»Nein, Haſza wird dankbar ſeyn für die Güte, die ihr die Töchter des Scherifs erwieſen haben.«

»Dann haben wir eben ſo wenig ein richtiges, unbefangenes Urtheil zu erwarten. Haſza kann die Prinzeffinnen aus Dankbarkeit zu ſehr loben, und dann wäre die Enttäuſchung um ſo ſchmerzlicher, je größer das Lob.«

Zaſchya ſchüttelte den Kopf.

»Ich ſehe,« ſagte er, »daß Du ſchon einen Entſchluß geſaßt haſt. Aber bedenke, daß Dir der Scherif jeden Augenblick den Antrag machen kann; glaubſt Du nicht, daß Du Dich durch eine Weigerung einer großen Gefahr ausſetzen würdeſt?«

»Der Scherif Huſſein,« entgegnete ich, »iſt ein ſehr

fluger Mann; ich hoffe, daß er meine Gründe verstehen und würdigen wird.«

»Allerdings, wenn er allein bei der Sache betheilig wäre; aber sobald der Antrag gemacht ist, wird es eine Familienangelegenheit. Bedenke, daß Du Dir durch eine Weigerung viele Feinde machen würdest.«

»Aber Du nennst Dich meinen Freund, lieber Jaschya; Du vermagst viel über den Scherif. Suche doch die Sache zu hintertreiben. Sage ihm aufrichtig, daß Du mich ausforscht, und daß ich mich einer solchen Ehre nicht würdig fühle.«

Jaschya schüttelte den Kopf.

»Man hat Einfluß bei den Großen, zumal bei den arabischen Großen, wenn man mit ihnen übereinstimmt. Wenn der Scherif die Sache einmal beschlossen hat, wird er meinen Gegenvorstellungen kein Gehör geben, und wenn ich Dich zu eifrig in Schutz nähme, könnte ich selbst in Ungnade fallen. Sein Wille ist Befehl, und ich will lieber meinen Einfluß behalten, um Dir nöthigenfalls beizustehen. Uebrigens steht es geschrieben, Du kannst nicht ausweichen.«

»Das bezweifle ich.«

»Ich habe Dich vorbereitet, Hadschi. Aber Du darfst nichts merken lassen. Du mußt den Gräntzen spielen, wenn Dir vom Scherif oder einem Mitgliede seiner Familie der Antrag gemacht wird.«

»Fürchte nichts, lieber Jaschya.«

»Ich begreife deine Lage; zähle auf mich.«

»Ich weiß, daß Du mein Freund bist.«

Jaschya entfernte sich.

Ich war sehr unruhig. Der Eindruck, den die Mittheil-

lung auf mich machte, war um so unangenehmer, da mir einige unglückliche Heirathen dieser Art bekannt waren.

Es ist bekannt, wie leicht sich ein Machthaber im Orient eines Menschen, der ihm lästig ist, entledigen kann. Es war nicht zu bezweifeln, daß ich den Brüdern Hussein's im Wege stehen würde; denn ich hatte als Fremder schon ihre Eifersucht erregt, und als Mitglied der Familie mußte ich ihnen noch weit lästiger werden.

Dazu kam die englische Frage. Die Engländer wußten, daß ich in Hussein's Diensten stand. Ich war ihm schon nützlich gewesen und konnte ihm noch nützlicher werden. Als sein Schwiegersohn mußte ich noch gefährlicher werden.

Endlich mußte ich der Heimat und den Verwandten auf immer Lebewohl sagen. Bisher war die Liebe zum Vaterlande die Haupttriebfeder meiner Bestrebungen gewesen; war ich aber mit der Tochter des Scherifs verheirathet, so hatte ich keine Hoffnung, meine Kinder, meine Mutter, meine Heimat wiederzusehen.

Trotzdem hegte ich den Wunsch, in das Labyrinth der weiblichen Mystereien zu dringen, die in Arabien die poetische Seite des Lebens sind. Mein unternehmender Geist trieb mich zu Abenteuern, und in dieser Hinsicht wurde ich nach Wunsch bedient. Ich beschloß daher, bei meiner Abyssinierin Erkundigungen einzuziehen. Aber ich mußte dabei mit Vorsicht zu Werke gehen. Der Scherif hatte mir die Abyssinierin vielleicht in der Absicht geschenkt mich auszuforschen. Wer konnte wissen, ob sie ihm nicht von allen meinen Handlungen Bericht erstattete? Mehr als einmal hatte sie um Erlaubniß gebeten, ihre vorigen Gebieterinnen wiederzusehen, und ich hatte sie von einem meiner Eunuchen in den Harem des Scherifs führen lassen.

Ich begab mich zu ihr. Eifersucht war bei ihr kaum zu fürchten. Es ist selten, aber nicht beisspiellos, daß eine Circassierin, eine Georgierin, eine Perserin, eine Armenierin, eine Griechin, die zu dem Range einer Gattin erhoben wurde, eifersüchtig ist; aber es war fast unmöglich bei einer Negerin oder Abyssinierin, die gewohnt ist sich dem Willen ihres Herrn unbedingt zu unterwerfen. Gleichwohl nahm ich mir vor, nicht allzu offenherzig zu seyn.

Ich redete sie in der gewohnten Weise an. Ich reichte ihr die Hand, die sie küßte. Jede Orientalin, gleichviel ob Sclavin oder Gattin, küßt ihrem »Sidi« — ihrem Herrn — die Hand.

Ich setzte mich auf meinen Divan. Sie legte sich zu meinen Füßen nieder. Ich faßte ihre Hände, legte ihren Kopf auf meine Knie und sagte:

»Hafza, bist Du mit mir zufrieden?«

»Ja, Sidi, sehr zufrieden.«

»Freust Du Dich, daß Du mir gehörst?«

»Du willst mich doch nicht fortschicken?« erwiderte sie weinend.

»Was fällt Dir ein?«

»Verzeihe mir, ich fürchtete mich auf einmal so, daß ich . . .«

»Beruhige Dich, Hafza, ich habe Dich lieb.«

Sie küßte mir die Hände und lächelte mich an. Es war das so viel versprechende Lächeln einer Orientalin.

»Wenn Du Dich nicht gern von mir trennst, so wirst Du mich gewiß nicht verrathen?«

»Nie!«

»Was hat man Dir befohlen, als man Dich zu mir schickte?«

»Alles zu thun was Du willst und wünschest.«

»Das hat der Scherif gesagt?«

»Ja.«

»Aber was haben seine Frauen und Töchter im Harem gesagt?«

»Daselbe was mir der Sidi sagte.«

»Sonst haben sie Dir nichts aufgetragen?«

»Sie haben mir gesagt, wie ich mir deine Gunst erwerben könne.«

»Aber als Du wieder in den Harem gingest, um sie zu besuchen, haben sie Dir vielleicht noch etwas gesagt?«

»Sie wissen, daß ich Dich liebe, und haben meine Liebe nur aufgemuntert.«

»Besinne Dich, Hafza, haben sie gar nicht gefragt, wie ich lebe, wie es in meinem Hause hergeht, wie ich Dich behandle?«

»Sie hatten gar nicht nöthig zu fragen; ich war glücklich und erzählte ihnen mein Glück.«

»Kennen sie mich? haben sie mich durch ihre Jalousien gesehen?«

»Ja, sie haben Dich gesehen und kennen Dich sehr gut; sie haben von deinen Eunuchen erfahren, wie Du Dich im Bade, beim Gebet und in deinem Harem benimmst.«

»Wie viele Frauen hat der Scherif?«

»Vier, von denen eine todkrank ist.«

»Wie viele Töchter hat er?«

»Fünf, von denen eine an den Scherif Hassan von Lobeia verheirathet ist.«

»Wie heißen die vier andern?«

»Fathma, Khatidscha, Alima und Zeinab.«

»Wie alt sind sie?«

»Das weiß ich nicht.«

»Sind sie hübsch?«

»Die älteste hat Blatternarben, die zweite hat ein krankes Auge, die dritte ist sehr schön, die vierte ist noch sehr jung, kann aber doch schon heirathen.«

»Welche von den vier Mädchen hat am meisten nach mir gefragt?«

»Alima, die dritte.«

»Was hat sie gefragt?«

»Ob Du gut bist und tapfer.«

»Und was noch?«

»Ob ich schwanger sey.«

»Was hast Du ihr geantwortet?«

»Daß Du gut bist, könne ich versichern, über deine Tapferkeit müsse sie ihren Vater befragen, und über meine Schwangerschaft könne ich noch nichts sagen.«

»Beschreibe mir Alima genau. Sie hat nach mir gefragt, ich kann daher auch wohl nach ihr fragen.«

»Alima ist so weiß wie Milch, ihre Haare sind lang und schwarz, ihre Augen groß und schwarz, ihre Augenbrauen vereinigen sich über der Nase, ihre Wimpern sind so lang — und sie zeigte auf das erste Glied ihres kleinen Fingers; — ihre Stirn ist hoch, ihre Nase gerade, ihr Mund klein, ihre Zähne wunderschön; dazu hat sie kleine Füße, zarte Hände, runde Arme und einen herrlichen Wuchs.«

»Dies ist ihr Aeußeres.«

»Was willst Du noch wissen?«

»Ich will ihren Charakter kennen lernen.«

»Sie ist immer heiter und vergnügt, dabei gut, mildthätig und entschlossen . . .«

»Womit beschäftigt sie sich?«

»Sie sticht, spielt Laute, macht feines Backwerk, destillirt Essenzen, pflegt ihre Blumen, pudert sich, raucht, trinkt Kaffee, badet, tanzt, sieht durch die Jalousien auf die Straße, färbt sich die Nägel an Händen und Füßen u. s. w.«

Mima war also nach arabischen Begriffen sehr thätig, und konnte gewiß auf eine bessere Partie Anspruch machen.

Über bestimmte man mir die schöne Mima oder die kleine Zeinab? denn ich konnte nicht glauben, daß der Scherif die Absicht hatte, mir die blatternarbige Fathma oder die einäugige Khatidscha zu geben. Ich vermuthete, daß er die beiden Letzten in der Familie unterbringen wollte.

Trog meines festen Entschlusses, keine von den Töchtern des Scherifs zu heirathen, war das Gespräch höchst interessant für mich. Ich fragte daher weiter:

»Und die Jüngste?«

»Sie ist etwa zehn Jahre alt.«

»Ich glaube gehört zu haben, daß sie eine Farbige sey.«

»Sie ist die Tochter einer Negerin.«

»Und da der Scherif selbst ein Mulatte ist, so wird sie wohl nicht sehr weiß seyn.«

»Ich bin noch dunkler als sie; liebst Du mich denn nicht?«

Ich küßte sie, um ihr zu beweisen, daß sie sich irrte.

»Im Gegentheil,« erwiderte ich, »eine dunkle Hautfarbe habe ich immer schön gefunden.«

»Die Tochter des Scherifs ist sehr hübsch; sie ist auch der Liebling des Vaters.«

»Womit beschäftigt sie sich?«

»Sie pudert sich wie ihre Schwester, spielt Tarbuka und tanzt sehr schön.«

»Dann ist sie also eben so coкетt wie Alima?«

»Nein, sie ist nicht so eitel, sie ist noch freundlicher, sanfter und mildthätiger.«

»Was meinst Du,« fuhr ich fort, »wenn mir der Scherif eine seiner jüngsten Töchter antrüge, würde dann Alima oder Zeinab besser für mich passen?«

Hafza erröthete und sann einen Augenblick nach.

»Wenn ich zu wählen hätte,« erwiderte sie, »so würde ich die jüngste vorziehen. Die Weiße ist schöner, aber die Mulattin ist besser . . . Aber warum fragst Du mich denn?« setzte sie verwundert hinzu. »Hat man Dir etwa einen Antrag gemacht?«

»Nicht unmittelbar, aber mittelbar.«

»Höre mich an,« sagte sie, »ich meine es aufrichtig. Ich rathe Dir's, keine von Beiden zu heirathen.«

»Du sprichst doch nicht aus Eifersucht, Hafza?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ich sage Dir, Sidi, die Tochter des ärmsten Beduinen würde sich besser für Dich schicken, als eine von des Scherifs Töchtern; Du würdest nicht ihr Mann, sondern ihr Slave seyn.«

Ich sah sie an.

»Aber was ist zu thun?« fuhr sie fort; »wenn der Scherif einmal beschlossen hat, Dich in seine Familie aufzunehmen, so kannst Du Dich nicht weigern.«

»Wäre ich ein Araber oder Türke,« erwiderte ich, »so könntest Du vielleicht Recht haben. Aber ich bin ein Franzose, und als solchen wird er mich hoffentlich betrachten.«

Sie schüttelte wieder den Kopf.

»Man wird Dich vergiften,« sagte sie.

»Aber Du,« entgegnete ich, »Du könntest vielleicht im

Harem entweder unmittelbar oder durch deine abyssinischen Schwestern etwas erfahren?»

»O ja; ich werde nicht bloß etwas erfahren, sondern auch für deine Sicherheit sorgen.«

Das Gespräch hatte in der Nacht stattgefunden, Hafza konnte sich nicht in den Harem begeben. Der Besuch wurde daher bis morgen verschoben.

Um zehn Uhr Vormittags ließ ich sie von einem Eunuchen in Hussein's Citadelle führen. Man begibt sich nicht zu einem kurzen Besuch in den Harem, sondern pflegt einen Theil des Tages dort zu verweilen. Gegen drei Uhr Nachmittags kam Hafza zurück. Zwei Neger trugen Kuchen und Zuckerwerk, das man ihr geschenkt hatte.

Ich erwartete sie mit Ungeduld und begab mich sogleich zu ihr.

»Nun, hast Du etwas erfahren?« fragte ich.

»Ja, ich habe mit den Frauen gesprochen.«

»Welche ist für mich bestimmt?«

»Alima.«

»Weißt Du das gewiß?«

»Der Scherif hat sich erklärt, und er wird sehr bald, vielleicht noch diesen Abend, vielleicht morgen mit Dir darüber sprechen. Es ist ein großes Unglück für Dich.«

»In wiefern ist das Unglück so groß?«

»Alima hat alle Fehler eines verzogenen Kindes: sie ist eigensinnig, launisch, verschwenderisch; der Scherif hat immer nach ihrem Willen gehandelt und Du wirst es eben so machen müssen.«

»Sollte es nicht möglich seyn, die Sache abzubrechen?«

»Das wird schwer seyn; Alima scheint Dich zu lieben.«

»Wo hat sie mich denn gesehen? Ich glaube kaum, daß sie mich je gesehen.«

»O! die Araberinnen finden immer Mittel, zu sehen . . .«

»Gut, ich will's darauf ankommen lassen,« sagte ich, auf die Thür zugehend.

»Du gehst schon?«

»Ja, ich habe eine Idee.«

»Aber sey vorsichtig!«

»Fürchte nichts.«

Ich ging fort. — Meine Absicht war, meinen Freund Abd'el-Melek in Rath zu nehmen. Die neuerbaute Citadelle seines Vaters war etwa eine Viertelstunde entfernt. Ich stieg mit Selim zu Pferde und wir ritten im Galopp fort.

Ich fand Abd'el-Melek in Gesellschaft seines Veters, des jungen Emir Hussein, und unsers gemeinsamen Freundes Zaschya.

Das Gespräch wurde durch meine Ankunft unterbrochen; ich konnte daher mit Recht vermuthen, daß man von mir gesprochen hatte. Ich wurde indeß von Abd'el-Melek und seinen Gästen sehr freundlich empfangen. Man brachte Kaffee und Pfeifen. Bei dem Scherif wurde nicht geraucht, aber man entschädigte sich bei seinem Neffen.

Der junge Hussein ging zuerst fort. — Zaschya wollte ihm folgen, aber ich hielt ihn zurück.

»Bleib,« sagte ich; »ich komme in einer wichtigen Angelegenheit und ich bedarf deines Rathes. — Sidi,« sagte ich zu Abd'el-Melek, »Du weißt schon, weshalb ich komme, ich brauche es Dir also nicht zu sagen.«

Er nickte.

»Du warst einst in Verlegenheit, Du hattest Vertrauen

zu mir und suchtest mich auf; ich bin jetzt ebenfalls in Verlegenheit und komme zu Dir.«

»Ich weiß, weshalb Du kommst, ich habe es von meiner Mutter und von meinem Vetter erfahren. Als Du kamst, sprachen wir von deiner bevorstehenden Vermählung mit meiner Cousine Alima.«

»Eben diese Vermählung ist die Ursache meiner Verlegenheit.«

»So!« erwiderte der junge Smir. »Warum denn?«

»Möchtest Du Alima zur Frau, wenn Du an meiner Stelle wärest?«

Abd-el-Melek besann sich einen Augenblick.

»Nein,« antwortete er. »Ich wünsche Dich als Mitglied unserer Familie zu sehen, denn ich liebe Dich wie meinen Bruder; aber . . .«

»Aber Du wünschest nicht, daß Alima meine Frau wird.«

Der junge Scherif schüttelte den Kopf.

»Wie kann ich ausweichen?« fragte ich.

»Du mußt den Antrag geradezu ablehnen und aufrichtig deine Meinung sagen. Ich kenne meinen Oheim, er liebt die Aufrichtigkeit.«

»Wird er es nicht übel aufnehmen?«

»Du bist ein Befenner des Propheten, aber Du bist von Geburt ein Franzose. Die Franken haben die Gabe der Rede; Du wirst daher deine Gründe geltend zu machen wissen, ohne zu beleidigen.«

»Aber,« entgegnete Jaschya, »die junge Prinzessin wird sich nicht so leicht zufrieden geben wie ihr Vater, und dann hüte Dich vor Intriquen und Gift . . .«

Der junge Scherif bewegte die Lippen, als ob er sa-

gen wollte: »das ist leider wahr!« Und gleichsam um diesen Gedanken zu ergänzen, sagte er: »Du mußt vorsichtig seyn.«

»In wiefern?«

»Sobald Alima von deiner Weigerung Kenntniß hat, nimm bei meinem Onkel weder Kaffee noch Backwerk.«

Der Rath war klar und deutlich.

Das Resultat der Unterredung war, daß ich aufrichtig gegen den Scherif seyn, aber seinen Antrag ruhig abwarten müsse. Daß mir Abd'-el-Melek und Zschya nach Kräften beistehen würden, wußte ich.

Ich nahm Abschied von ihnen. — Selim hatte etwas von der Sache gewittert. Ich bemerkte wohl, daß er gern ein Gespräch mit mir angeknüpft hätte. Wir wechselten einige Worte, aber ich hielt es für unnöthig, für den Augenblick ausführlich darüber zu reden. Ich sah übrigens, daß ich auch auf Selim zählen konnte. Ich hatte nun vier aufrichtige, treue Verbündete: Abd'-el-Melek, Zschya, Hafza und Selim.

Raum war ich zu Hause, so ließ mich der Scherif rufen. Ich glaubte, der Augenblick der Erklärung sey gekommen. Ich begab mich mit dem Entschlusse, mich nicht einschüchtern zu lassen, in die Citadelle.

Ich irrte mich. Hussein ließ mich rufen, weil vierzig Heiden zu Abu-Arisch angekommen waren, um zum Islam überzutreten. Diese Leute sprachen einen uns unverständlichen Dialect. Sie waren gekleidet wie Johannes in der Wüste. Ueber ihre Heimat wußten sie nur zu sagen, daß sie fünfunddreißig Tagereisen östlich von Abu-Arisch liege. Der Scherif, der mir weit mehr Kenntnisse zuschrieb, als ich wirklich be-

saß, ließ mich rufen, weil er hoffte, ich würde etwas von ihrer Sprache verstehen, und die Gründe ihres Uebertritts erforschen.

Die Fremden waren von einer großen Schaar Neugieriger umgeben. Ihre ganze Kleidung bestand aus einer um die Hüften geschürzten Korta. Am linken Arme trug jeder von ihnen einen breiten Ring. Ihr Wuchs war schön, ihre Haltung stolz und edel; ihre Augen waren lebhaft und feurig, ihr langes schwarzes Haar wallte auf die Schultern herab. Ihre Waffen waren der abyssinische Säbel, die afrikanische Keule und ein kleines, sehr spitzes Messer das nicht geschliffen, sondern geschlagen war, wie die Sensen. Dieses Messer trugen sie in einer ledernen Scheide entweder an dem linken Arme oder an der Wade.

Man wußte noch nicht, was sie wollten. Ich begann eine Unterredung durch Geberden mit ihnen; denn ihre Sprache war mir so unbekannt, wie der übrigen Bevölkerung. Man ließ einige Juden kommen, um zu erfahren, ob es nicht hebräisch sey. Aber die Fremden verstanden kein Wort hebräisch. Nach zweistündiger Zeichensprache ermittelte ich, daß sie Heiden waren und das Feuer und die Gestirne verehrten; daß der Volksstamm in einem Kriege mit ihren Nachbarn aufgerieben worden und daß nur die kleine Schaar von vierzig Männern übrig geblieben war; endlich, daß sie gekommen waren, um sich beschneiden zu lassen und zum Islam überzutreten.

Alle Kadi's, Musti's, Ulema's und Gelehrten konnten nicht mehr aus ihnen herausbringen. Diese unvollkommene Auskunft stimmte übrigens mit den geographischen Begriffen des Scherifs ganz überein. Er wußte, daß im Osten Feueranbeter wohnten. Für den Augenblick war es dringend noth-

wendig, den unglücklichen Fremdlingen zu essen zu geben. Der Scherif ließ ihnen zehn Schafe bringen. Sie schlachteten die Thiere sogleich nach Art der Juden und Moslem; aber sie waren so ausgehungert, daß Einige von ihnen ein Schaf sogleich zer schnitten und einen Theil des Fleisches verzehrten. Die Andern zündeten Feuer an und steckten das Fleisch auf hölzerne Bratspieße. Man gab ihnen außerdem Reis, Butter, Feigen und Datteln. Einige Hütten wurden ihnen als Wohnung angewiesen. Abends verrichteten sie gemeinschaftlich ihr Gebet durch Verehrung der Gestirne. Auch das Feuer hatten sie mit vielen mysteriösen Förmlichkeiten angezündet.

Der Scherif war über das Erscheinen der Heiden etwas unruhig. Es konnte eine Verschwörung, ein Mordanschlag gegen ihn seyn. Abends versammelte er seinen Rath. Alle Einwohner von Abu = Arsch waren auf der Straße. Einige behaupteten, ich hätte Recht, es wären nur unglückliche Flüchtlinge. Andere meinten, es wären Kundschafter, welche sich stellten, als ob sie kein Arabisch verstünden; noch Andere erklärten, es müßten Wahabiten seyn, weil sie sich nicht, wie die übrigen Araber, den Kopf glatt geschoren, sondern langes Haar trugen.

Man ließ sie in den Rathssaal kommen. Sie zogen sich, ohne zu grüßen oder ein Wort zu sprechen, in einen Winkel zurück und kauerten sich nieder. Der Scherif ließ ihnen vierzig blaue Hemden bringen; aber sie nahmen diese Kleidung mit sichtlichem Widerstreben an, und wollten sie nicht anlegen. Der Scherif, der diese Weigerung für einen Beweis von Verachtung hielt, begann böse zu werden; aber ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß er wahrscheinlich ihre socialen oder religiösen Begriffe verlege.

Diese Erklärung beruhigte den Scherif. Wir verrichte-

ten unser Gebet. Diese Ceremonie machte auf die Fremdlinge gar keinen Eindruck, und dies bestärkte uns in der Vermuthung, daß sie dem Islam ganz fremd seyen. Sie betrachteten die Einrichtung der Zimmer, unsre Kleider und Waffen, und die an den Wänden hängenden Rüstungen mit Verwunderung.

Da wir sahen, daß es nicht möglich war etwas aus ihnen herauszubringen, wurden sie fortgeschickt. Nur einer von ihnen mußte bleiben.

Der Zurückgebliebene war ein schöner junger Mann von etwa achtzehn Jahren. Er hatte ein kluges Gesicht und man hoffte von ihm mehr zu erfahren, als von den Andern. Aber auf alle Fragen gab er durch Zeichen zu verstehen, daß er nichts verstand.

Man beschloß nun, die Feueranbeter nach und nach an die Gebräuche der Moslem zu gewöhnen; von einer wirklichen Bekehrung konnte keine Rede seyn, so lange sie die arabische Sprache nicht verstanden.

Der Scherif ließ den jungen Menschen wieder zu seinen Leidensgefährten führen. Man kam nun auf den Gedanken, den Fremdlingen einige gefällige Dirnen zuzuschicken, um durch die Verführungskünste der Lustern vielleicht etwas zu erfahren.

Die Dirnen nahmen den Auftrag mit Freuden an. Aber alle Künste der Thamar und Delila blieben erfolglos. Die Sirenen mochten sich immerhin unter die Fremdlinge mischen, in ihre Hütten gehen und coquetiren, sie kamen unverrichteter Sache wieder.

Dies war eine neue Ursache der Verwunderung für die Moslem. Diese von ihnen verachteten Heiden gaben ein Bei-

spiel von Enthaltſamkeit, deren ſie ſich an ihrer Stelle wahrſcheinlich nicht hätten rühmen können.

Am andern Morgen, bei Tagesanbruch, verrichteten die Fremden wieder ihr Gebet. Man hatte außerdem bemerkt, daß in der Hütte des Älteſten unter ihnen, der ihr Prieſter zu ſeyn ſchien, die ganze Nacht eine Lampe gebrannt hatte.

Sie wurden mehre Tage gaſtfrei bewirtheſt. Der Böbel drängte ſich um ihre Hütten und zuweilen riefen die Kinder »Ghehaël! Ghehaël!« ein dem türkiſchen »Ghiaur« entſprechendes Wort, das einen »Gögendiener« bedeutet.

An demſelben Tage bemerkte man, daß ſich zwei Fremde von der Schaar trennten und in öſtlicher Richtung entfernten. Es wurde dem Scherif ſogleich Bericht abgeſtatet. Der Scherif ließ ſie durch einige Reiter verfolgen.

Zwei Tage nachher waren die Reiter zurück. Die beiden Boten der Fremdlinge hatten im Gebirge Halt gemacht und etwa fünfzig Weiber und Kinder aus einer Grotte hervorgeholt. Die Unglücklichen hatten dort gewartet, um zu wiſſen, wie ihre Männer, Väter und Söhne zu Abu-Ariſch aufgenommen wären.

Der Scherif zweifelte nun nicht mehr, daß es Auswanderer waren, die bei ihm Schutz ſuchten. Dieſer Schutz ſollte ihnen gewährt werden. Die Weiber waren indeß eben nicht mehr bekleidet als die Männer, und in dieſem Zuſtande konnte man ſie unmöglich in die Stadt laſſen. Vor Allem mußte man ſie mit Kleidern verſehen, die den muſelmänniſchen Begriffen von Anſtand entſprachen. Man ſchickte ihnen daher Araberinnen mit Kleidern entgegen, und um ihnen Vertrauen einzulößen, gab man ihnen einige von den Fremden mit.

Am andern Morgen wurde die Annäherung der frem-

den Weiber gemeldet. Der Scherif hatte die Gäste auffordern lassen, die blauen Kittel anzulegen, und ihnen zugleich rothe Schärpen geschickt. Außerdem hatte er aufgeäumte und gefattelte Pferde zu ihrer Verfügung gestellt. Aber sie waren durchaus nicht zum Reiten zu bewegen. Die Kleider legten sie nach langem Zögern endlich an.

Der Scherif hatte ihnen außerhalb der Stadt einen aus etwa hundert Hütten bestehenden Quar einräumen lassen. Die Soldaten, welche diese Hütten räumen mußten, bezogen ein anderes Lager, nachdem sie das Ungeziefer durch Feuer vertilgt und die bösen Geister durch Weibrauch vertrieben hatten. Die Hütten waren daher zum Empfange der neuen Bewohner eingerichtet.

Der Scherif stieg mit seiner ganzen Familie zu Pferde. Alle in Abu-Arisch liegenden Truppen schlossen sich dem Zuge an. Die ganze Bevölkerung war auf den Füßen. Kurz, der Einzug von hundert hilflosen hungernden Heiden war ein Fest der Gastfreundschaft geworden. Die Araberinnen brachten ihnen Früchte, Milch und Honig.

Man zog ihnen etwa eine Stunde weit entgegen. Trotz der großen Menschenmenge — es waren vielleicht zwanzigtausend — fand nicht die mindeste Ruhestörung statt. Die Ceremonie hatte einen ganz religiösen Anstrich; es war ja der freiwillige Uebertritt von etwa hundert Menschen in Aussicht gestellt.

Man zog mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel in die Stadt ein. Die fremden Weiber hatten die ihnen über sandten Kleider angelegt; aber sie waren durchaus nicht zu bewegen gewesen, sich das Gesicht zu bedecken.

In Frankreich oder Spanien würde man die Ankommenden für eine Zigeunerbande gehalten haben. Ich bin auch

noch jetzt der Meinung, daß sie einem indischen Volksstamme angehören, der mit den Gitanos oder Zingaris gleichen Ursprung und gleiche Heimat hat.

Die Fremdlinge zogen unter dem lauten Jubel der Bevölkerung durch die Stadt; denn das für sie bestimmte Lager befand sich auf der Westseite, zwischen der Stadt und der Citadelle des Scherifs.

Die ganze Schaar nahm sogleich Besitz von den ihnen angewiesenen Hütten. Die Bekehrung war vorzüglich das Werk der Frauen und der guten Behandlung, die ihnen von Seiten des Scherifs und seiner Familie zu Theil wurde.

Das Wunder war bald gewirkt. Die Knaben und Mädchen lernten in sehr kurzer Zeit etwas arabisch plappern. Dazu kam die Einfachheit der religiösen Uebungen.

Eines Tages erschienen die ältesten und angesehensten Jünglinge bei dem Scherif und gaben nicht nur ihren Dank für die erhaltene gute Behandlung, sondern auch den Wunsch einer Annäherung an die Familie ihres Wohltäters zu erkennen.

Dies hatte man erwartet. Aber es war eine große Schwierigkeit zu überwinden, die sich in Arabien glücklicher Weise nur auf die Männer erstreckte — die Beschneidung. In dem heißen Klima ist die Operation weit schmerzhafter und gefährlicher als anderswo.

Diese beim Uebertritt zum Islam unerlässliche Operation fand am vierzigsten Tage nach der Ankunft statt. Die Jahreszeit war die allergefährlichste, die man hätte wählen können; es starben sechs Knaben und ein alter Mann an den Folgen der Operation.

Die Convertiten wurden auf reich geschmückten Pferden in der Stadt umhergeführt, und zugleich wurde für sie

gesammelt. Arme und Reiche steuerten so reichlich bei, daß in zwei Stunden gegen fünfzigtausend Francs zusammenkamen. Selbst Juden und Banjanen zeigten sich sehr freigebig, um sich bei dem Scherif in Gunst zu setzen.

Der Scherif ließ seinen neuen Glaubensgenossen nicht nur Geld und Nahrungsmittel reichen, sondern auch Ländereien anweisen. Nach und nach wurden sie in den Städten des Fürstenthums untergebracht. Die Mädchen die sich bald verständlich machen konnten, verheiratheten sich mit Arabern, die jungen Männer mit Araberinnen, so daß die Fremdlinge bald aufhörten, eine einzige Familie zu bilden.

Man erfuhr endlich, daß sie von heidnischen Nachbarstämmen aus Centralarabien verjagt worden waren und ihre ganze Habe verloren hatten. Zauberer hatten ihnen gerathen sich gegen Westen zu wenden, wo sie befreundete Völker finden würden. Sie hatten diesen Rath befolgt und die Prophezeiung war in Erfüllung gegangen.

Sie waren wirklich Feueranbeter. Am schwersten war ihnen begreiflich zu machen, daß sie, um Bekenner des Propheten zu werden, ihre heidnischen Gebräuche aufgeben mußten. Sie hätten die beiden Glaubenslehren, wenigstens in den äußern Gebräuchen, gern mit einander vereinigt. Als ihre sieben Genossen gestorben waren, mußte man Gewalt brauchen, um sie am Verbrennen der Leichen zu hindern. Da sie die Todten nicht verbrennen durften, so verbrannten sie die von denselben bewohnt gewesenen Hütten und brachten dadurch das ganze Dorf in Feuergefahr. Aber in ihrem Hauswesen, in der Erziehung ihrer Kinder und in der Bereitung der Speisen behielten sie ihre alten Gewohnheiten bei. In ihren Hütten blieben sie nackt und nur wenn sie sich öffentlich zeigten, legten sie ihre blauen Kittel und rothen Schärpen an.

In ihrer Heimat waren sie ein kriegerischer Volksstamm gewesen, aber zu Abu-Arisch erlernten sie verschiedene Gewerbe. Sie wurden Zimmerleute, Bäcker, Schlosser, Maurer, Töpfer, Ackerleute und zeigten viel Klugheit und Geschicklichkeit.

Bald nach der Ankunft der Feueranbeter kam ein anderer Flüchtling nach Abu-Arisch, um bei dem Scherif Hussein Schutz zu suchen. Es war ein Nefte des Imams von Sana, der in Folge eines Aufruhrs aus dem Gebiete seines Oheims vertrieben worden war. Die zuvorkommende Aufnahme, die er zu Abu-Arisch fand, sollte bald zu sehr wichtigen Ereignissen führen. Der Imam von Sana war Hussein's Todfeind denn er war von Vesterem aus einem Theile seiner Staaten verdrängt worden, und war der wichtigste Verbündete der Engländer im Lande Jemen.

Der Flüchtling wurde mit fürstlichen Ehren empfangen. Der Scherif Hussein überließ ihm eine Citadelle, stellte mehre Sklaven zu seiner Verfügung und sicherte ihm eine Jahresrente von zwanzigtausend Francs zu.

Hinter dieser Freigebigkeit war ein großer politischer Plan verborgen. Der junge Imam wollte seinen Oheim entthronen. Hussein wollte seine Besitzungen vergrößern und zugleich seinem Gast bei der Erreichung seines Zweckes behilflich seyn. Es versteht sich, daß die gänzliche Lossagung von England die Grundlage des Vertrags war.

Am Tage nach der Ankunft des Prätendenten ließ mich Hussein rufen, um vor den Unterhandlungen meine Meinung zu hören. Ich sah sogleich, daß ein Kriegszug gegen den Imam nahe bevorstand. Man machte kein Geheimniß daraus und zählte sogar auf meine Zustimmung und Mitwirkung. Ich hatte gar keinen Grund mich dem Kriegszuge

zu widersetzen; war mir doch aus Mekka die Nachricht gekommen, daß der Imam von Sana auf Anstiften Englands einen Vertrag mit der Türkei abschließen wollte. Die Pforte, hieß es, wolle ihm gegen den Scherif Hussein, den sie als Feind betrachtete, Hilfsstruppen senden, wofür ihr der Imam die Abtretung des ganzen Küstenlandes zugesichert habe. Die Vollziehung dieses Vertrages mußte Hussein's Untergang herbeiführen, denn er wäre im Westen von den Türken, im Osten von den Gebirgen, im Norden von Affir und im Süden von den Besitzungen des Imam von Sana eingeschlossen gewesen.

Zwei gute Bekannte von mir, Schreff-Bey und Abd'el-Kerim-Effendi, hatten zu Aden die Weisungen des englischen Commandanten empfangen und befanden sich nun zu Sana, um die Unterhandlungen zu leiten.

Der Pascha von Schidda hielt zugleich in Abu-Arisch einen türkischen Agenten, Namens Abd'-Allah, der den Auftrag hatte, den Scherif Hussein durch den Antrag eines wenigstens scheinbar ziemlich vortheilhaften Vertrags zu täuschen. Zugleich aber hatte Ibn-Maon, der Scherif von Mekka, seinen Schwager Ali-Effendi an den Scheich von Affir gesandt, um diesen zur Besitznahme des Küstenlandes zu bewegen. Ali-Effendi fand jedoch großen Widerstand. Der Scheich von Affir war nicht geneigt, die englische Politik zu unterstützen.

Die von dem jungen Imam und von mir gebrachten Nachrichten machten einen raschen Entschluß nothwendig. Es wurde beschloffen möglichst viele Truppen zusammenzuziehen. Wir hatten zwanzigtausend Mann zu unserer Verfügung. Die Brüder des Scherifs zu Mekka, Hodeida, Loheia,

Zebid ic. konnten etwa dreißigtausend Mann stellen, ohne das Land von Truppen zu entblößen. Der junge Achmed, der im Lande Sana eine Partei hatte, versicherte, daß ihm zehntausend Mann zu Gebote ständen, im Fall eines glücklichen Erfolges müsse sich diese Zahl verdoppeln, verdreifachen und endlich werde die ganze Bevölkerung auf seine Seite treten. In Arabien zumal gilt das Recht des Stärkeren.

Ich rieth daher dem Scherif, gerade gegen Sana zu marschiren, ohne sich bei den festen Plätzen und Citadellen aufzuhalten, von zwei Seiten zu operiren und Sana zu überumpeln. Zur Ausführung dieses Planes bedurfte es großer Geschicklichkeit, Schnelligkeit und zumal Verschwiegenheit. Der Scherif war entschlossen, das Commando der Truppen von Abu-Arisch zu übernehmen; aber den Befehl über die zweite Expedition mochte er dem jungen Imam nicht anvertrauen, denn der Letztere besaß vielleicht nicht genug Erfahrung.

Sana ist etwa so alt wie Mekka, aber sechsmal größer. Die Umgebungen sind paradiesisch. Die Stadt hat eine große Ausdehnung und zählt mit den Vorstädten gegen siebzigtausend Einwohner. Die Entfernung von Abu-Arisch ist etwa fünfzig Lieues, die Truppen mußten daher mindestens eine Woche auf dem Marsche sein.

## Conferenzen und Gewissensfragen.

Während sich diese Ereignisse theils in Sana theils in Abu-Arisch zutrug, ließen die Engländer in Aden ihre neun- unddreißig arabischen Gefangenen aufhängen. Sie wollten den Gebirgsbewohnern dadurch ein abschreckendes Beispiel geben und zugleich war es eine Art Ausforderung.

Diesen letzten Zweck wenigstens erreichten sie. Die Araber wurden immer erbitterter gegen die Engländer und einige Tage nachher ließ der Sultan des Stammes der Fadeli im Angesicht von Aden ein Duzend Offizier- und Soldatenköpfe auf Stangen stecken.

Das Gerücht dieser Hinrichtungen verbreitete sich schnell im ganzen Küstenlande und trieb die Erbitterung der Araber und insbesondere des Scherif Hussein aufs Aeußerste. Der Krieg gegen die Engländer war fast ein Religionskrieg geworden und der Kriegszug gegen den Imam von Sana war zugleich eine Eröffnung der Feindseligkeiten gegen England.

Auch der junge Imam Achmed hatte Nachrichten aus Sana erhalten, die ihn zur höchsten Wuth reizten. Mehr als fünfzig seiner Anhänger waren verhaftet und hingerichtet worden. Andere die in dem unterdrückten Aufstande glücklich entkommen waren, suchten einstweilen Schutz bei dem Scherif Hussein, um später mit Achmed gegen Sana zu ziehen.

Der Kriegszug war also fest beschloffen; es mußten nur noch die Contingente der Brüder des Scherif aufgeboden

werden. Es wurden sogleich Hilboten abgeschickt. Alle Brüder folgten der Einladung. Hussein empfing sie mit großem Pomp, und nachdem jeder von ihnen seine Citadelle bezogen hatte, begannen die Conferenzen.

An diesen Berathungen, welche gemeiniglich Abends nach dem Gebete stattfanden, nahm außer den Brüdern nur Jäschya Theil. Ich selbst wurde erst nach einigen Versammlungen gerufen. Der Scherif fand keinen offenen Widerstand bei seinen Brüdern, wohl aber eine Gleichgültigkeit, die seinen Absichten keineswegs förderlich war. Sie führten offenbar etwas im Schilde. Ich hatte keinen von ihnen besucht, um nicht in den Verdacht geheimer Intriguen zu kommen; ich sprach meine Meinung nur vor dem Scherif Hussein aus.

Endlich wurde auch der junge Imam gerufen. Aber er wurde von den Brüdern des Scherifs keineswegs so freundlich behandelt, wie von diesem selbst. Der Scherif Hussein ließ sich nur durch seinen ritterlichen Sinn und durch das Bewußtseyn seiner Kraft leiten; seine Brüder hingegen sahen in der Ankunft Achmeds nur eine Quelle politischer Wirren, die möglicher Weise zu dem Sturze Hussein's und zu der Vernichtung ihrer Macht führen konnten. In ihren Augen war Achmed nur ein ehrgeiziger Abenteurer, der nichts mehr zu verlieren und Alles zu gewinnen hatte.

Die Sitzungen wurden ohne Unterbrechung fortgesetzt, führten aber zu keinem Resultat. Eines Tages ließ mich der Scherif rufen. Ich fand ihn niedergeschlagen und verstimmt. Jäschya war bei ihm.

»Hädschi,« sagte er zu mir, »ich habe Dich rufen lassen, um Dich in der mißlichen Lage, worin ich mich befinde, um Rath zu fragen.«

Ich verneigte mich.

»Ich zähle,« setzte er hinzu, »wie gewöhnlich auf deinen Eifer und deine Verschwiegenheit.«

»Du hast Recht, Sidi,« erwiederte ich; »seitdem ich hier bin, war meine treue Ergebenheit eben so groß wie meine Dankbarkeit; Du hast auch mehr als einmal offen erklärt, daß Du keinen treuern Diener hast als ich bin.«

»Du weißt, daß meine Brüder hier sind und daß über den Imam von Sana Conferenzen gehalten werden?«

»Ich habe deine Brüder gesehen und von den Conferenzen gehört.«

»Aber Du weißt nicht, daß ich an meinen Brüdern keine Freunde und Verbündete sondern undankbare Heuchler gefunden habe. Dies setzt mich in die größte Verlegenheit, denn ich habe dem jungen Imam mein Wort gegeben.«

»Ich weiß gar nichts, Sidi; die Conferenzen sind ja geheim gehalten worden.«

»O! Du weißt wohl, daß die Sache nicht so geht, wie ich hoffte.«

»Ich dachte wohl, daß Du Hindernisse gefunden, da sich die Conferenzen so in die Länge ziehen.«

»Was soll ich thun? Soll ich ohne meine Brüder etwas unternehmen?«

»Dadurch würdest Du sie Dir zu Feinden, zu gefährlichen Feinden machen.«

»Aber wie soll ich sie bewegen, mir die nöthigen Truppen zu stellen?«

»Besolde die Truppen, und sie werden Dir so viel stellen wie Du wünschest.«

Der Scherif schüttelte den Kopf.

»Das wäre zu kostspielig. Meine Brüder haben ja

ihre Provinzen. Und wer hat ihnen diese Provinzen gegeben? Wer anders als ich?«

»Das ist wahr; aber sie haben sich gewöhnt, die Provinzen als ihre Besitzungen zu betrachten. Frische ihr Gedächtniß auf und wenn sie vergessen, wem sie ihre Stellung zu verdanken haben, so zwinge sie, sich daran zu erinnern.«

»Das wäre zu gefährlich,« entgegnete der Scherif; »sie würden mich verrathen, sobald mir das Glück den Rücken fehrt.«

»Deine Brüder sind ehrgeizig und habfüchtig. Ich glaube daß man ihnen nicht zu viel Vertrauen schenken darf; aber so lange sie Dich für zahlungsfähig halten, werden sie Dich nicht verrathen.«

»Der Krieg würde mich ruiniren.«

»Der junge Imam muß Dir die für ihn ausgelegten Summen ersetzen.«

»Ja, wenn ich siege; aber wenn ich geschlagen werde?«

»Dann bringst Du das Opfer. Deine Soldaten kosten wenig, ihre Erhaltung kostet fast nichts. Das Opfer wird daher nicht so groß seyn wie Du glaubst.«

»Glaubst Du?«

»Allerdings; angenommen die Kosten betragen dreihunderttausend Thaler; was ist das für Dich?«

»Aber meine Brüder sind stolz, ein solcher Antrag würde sie beleidigen.«

»Dies kannst Du leicht vermeiden. Der junge Imam muß Dir schriftlich erklären, daß er alle Kriegskosten trägt und alle an deine Brüder zu bezahlenden Entschädigungen ersetzt.«

Der Scherif sah mich mit freudigem Erstaunen an.

»Du hast Recht,« sagte er, »die Idee ist gut! Nicht wahr, Zajchna?«

»Eine vortreffliche Idee, Sidi.«

»Ja,« fuhr Hussein fort; »aber derselbe Fall tritt ein, wenn wir geschlagen werden.«

»Dann ist es ein Unglück, das gemeinschaftlich getragen werden muß; im Falle des Gelingens hingegen ist es ein großes Ersparniß für deine Cassé.«

»Und wenn ich's allein versuchte!«

»Dann würde es Dir schwerlich gelingen.«

Der Scherif schwieg einen Augenblick.

»Willst Du die Unterhandlungen mit dem Prätendenten einleiten?«

»Ja, wenn Du mir eine schriftliche Vollmacht ertheilst und mir Zajchna's Beistand zusicherst.«

»Warum verlangst Du eine schriftliche Vollmacht?«

»Weil ich in einer so wichtigen Angelegenheit nicht ohne Vollmacht handeln kann; man könnte einst mein Benehmen mißbilligen.«

»Traust Du denn meinen Worten nicht?«

»Allerdings, in gewöhnlichen Verhältnissen genügt mir dein Wort; aber in wichtigen politischen Angelegenheiten die mit vielen Intriguen verbunden sind, kann ich nicht ohne Vollmacht handeln.«

Er setzte sich sogleich an einen Tisch und schrieb da eine Vollmacht, aber ohne sein Siegel darauf zu drucken. Sie lautete folgendermaßen:

»Ich ermächtige Hâdschi Abd'-el-Hamid-Bey, für mich und in meinem Namen über die Bedingungen meiner Intervention in der Angelegenheit des Sidi Achmed von Sana zu

unterhandeln und erkläre meine Zustimmung zu Allem, was er in dieser Sache thun wird.«

»Aber,« sagte ich, »in dieser Vollmacht ist vom Gelde keine Rede.«

»Ich habe ja geschrieben, daß ich zu Allem, was Du thun wirst, meine Zustimmung gebe.«

»Sidi,« erwiderte ich, »Geldangelegenheiten entzweien die Menschen, und da ich dein Freund zu bleiben wünsche, so müssen wir über diesen Punkt völlig im Klaren seyn.«

Hussain nahm das Papier und setzte folgende Worte hinzu:

»Ich erkläre ausdrücklich, daß die Geldfrage in dieser Vollmacht mit begriffen ist.«

Dann gab er mir die Schrift zurück. Ich las den Zusatz.

»Was soll ich damit machen?« fragte ich.

Er sah mich ganz erstaunt an.

»Ich habe geschrieben, was Du wünschtest,« sagte er; »was verlangst Du noch?«

»Die ausdrückliche Erklärung, daß alle meine Besprechungen mit dem Prätendenten in Gegenwart Jaschya's stattfinden sollen.«

Der Scherif verlor die Geduld.

»Du stellst sehr viele Bedingungen,« sagte er.

»Es ist noch nicht genug, Sidi, gewähre mir die Bitte, schreib.«

Hussain zerriß die erste Schrift und schrieb eine andere Vollmacht mit dem verlangten Zusatz.

Er reichte sie Jaschya, der sie las und mir übergab.

»Bist Du jetzt zufrieden?« fragte der Scherif.

»Es fehlt noch etwas,« sagte ich.

Hussein sprang zornig auf und ging rasch im Zimmer hin und her.

Zaschya zitterte; ich hingegen nahm ganz gelassen Platz und erwartete die Antwort des Scherifs.

Nachdem er einige Male im Zimmer auf- und abgegangen war und jedesmal die Vollmacht gelesen hatte, stand er still und fragte:

»Nun, was fehlt denn noch?«

»Eine Kleinigkeit,« antwortete ich, »nur dein Siegel, durch welches die Vollmacht ihre volle Giltigkeit erhält.«

»Ich habe sie unterzeichnet.«

»Jedermann kann die Unterschrift nachmachen.«

»Daran dachte ich nicht,« sagte er.

»Ich verlange es nicht aus Mißtrauen gegen Dich,« sagte ich; »aber Du könntest sterben, und ich würde es dann mit deinen Brüdern zu thun haben.«

Hussein wurde wieder heiter; er zog seinen Siegelring vom Finger, schwärzte den kleinen Finger an einer Stange Lusch und rieb das Siegel. Dann benetzte er das Papier mit der Zunge und drückte sein Siegel darauf.

Ich nahm meine Vollmacht, rollte sie zusammen und steckte sie in den Gürtel. Ich wollte mich entfernen, aber der Scherif hielt mich zurück.

»Bleib, Hadschi,« sagte er, »wir haben noch von einer andern Dich persönlich betreffenden Angelegenheit zu reden.«

»Du irrst Dich, Sidi,« antwortete ich, »nichts kann mir mehr am Herzen liegen, als deine Angelegenheiten und meine Pflicht.«

Zaschya wollte sich entfernen. Aber der Scherif ließ ihn nicht fort.

Ich vermuthete wohl was mir der Scherif zu sagen hatte, und war sehr erfreut, daß Jaschya dieser Unterredung beiwohnte, obschon er gemeiniglich nur ein stummer Zeuge war. Aber er war doch ein Zeuge.

»Lieber Hädichi,« begann der Scherif, »es ist nun ein Jahr, daß wir beisammen sind; Du hast mir viele Dienste erwiesen, und ich habe bis jetzt noch weit weniger für Dich gethan als ich wünschte. Ich habe Dich zu meinem vertrauten Diener gemacht. Das ist nicht genug, ich möchte Dich zu Meinesgleichen machen.«

Ich verneigte mich.

»Um aber dieses Resultat ohne Zurücksetzung meiner Brüder zu erreichen, muß ich Dich in meine Familie aufnehmen.«

Ich sah den Scherif an und stellte mich ganz erstaunt.

»Hädichi,« sagte er, »ich habe vier Töchter; ich kann Dir die Wahl unter ihnen nicht überlassen, denn hier zu Lande sieht der Mann seine Frau erst nach der Verbindung; aber ich habe die gewählt, die sich meiner Meinung nach am besten für Dich schickt und die mir selbst am theuersten ist.«

Bei den Arabern und überhaupt bei allen Moslem ist ein solcher Antrag nicht nur ein Beweis großer Freundschaft und Zuneigung, sondern sogar ein Befehl und die Ablehnung eines solchen Antrags wäre immer mit großer Gefahr verbunden, denn der Vater würde sich in seiner Eigenliebe tief verletzt fühlen. Ein hochgestellter Muselman verzeiht eine solche Beleidigung selten.

Ich war indeß fest entschlossen, den Antrag abzulehnen.

»Sidi,« erwiederte ich, »Du überhäufst mich mit Beweisen deiner Huld und Güte noch ehe es mir möglich war, das in deinem Interesse übernommene Werk zu vollbringen.

Wäre es nicht besser zu warten, bis ich mir durch wirkliche Dienste einen Anspruch auf eine solche Gunst erworben habe?»

Der Scherif sah mich erstaunt an. Jaschya war ganz erschrocken.

»Gut, Hädichi,« sagte der Scherif, »ich will Dir Bedenkzeit lassen. Merke wohl, daß ich Dir nur einen Antrag mache und keinen Befehl gebe. Sey daher aufrichtig und offen gegen mich wie immer, und sage mir sogleich was Du denkst.«

»So höre, Sidi, und sey überzeugt, daß ich nur deinen Vortheil und nicht den meinigen vor Augen habe. Die Ehre die Du mir zugedacht, wird bald ihre Früchte tragen. Deine Brüder und Neffen betrachten mich schon jetzt mit neidischen Blicken . . .«

»Nicht alle.«

»Ich weiß es, aber die meisten.«

»Welche von ihnen hältst Du für deine Feinde?»

»Vor Allen Hammud.«

»Er ist Jedermanns Feind, nur den Engländern ist er gut.«

»Ferner Abu-Laleb.«

»Das glaube ich wohl: Du stehst ihm im Wege.«

»Gadder.«

»Er haßt nicht Dich, sondern mich.«

»Ali.«

»Er ist ein Narr.«

»Ueber die Andern habe ich mich nicht persönlich zu beflagen; aber wenn Du in ihren Herzen lesen könntest, so würdest Du gewiß viel Haß und Neid darin finden. Du wünschest Dir deinen Sohn als Nachfolger; da aber im

Orient nicht der Sohn, sondern der älteste der Regentenfamilie den Thron erbt, so erblicken sie in mir ein Werkzeug, dessen Du Dich im Interesse deines Sohnes bedienst. Als dein Schwiegersohn würde ich noch größeres Mißtrauen erregen. Ich würde dann keinen Augenblick Ruhe haben, man würde alle meine Schritte beobachten und ich würde in beständiger Gefahr seyn, erdolcht oder vergiftet zu werden. Glaube mir, Sidi, nimm mich wie ich bin; benutze mich wie Du kannst, aber erhebe mich nicht höher, als ich wünsche. Deine Töchter müssen so viel als möglich mit Brinzen aus deiner Familie vermählt werden, damit die gemeinsamen Familieninteressen nicht zersplittert werden. Ich muß Dir als treuer Diener und nicht als betheiligter Verwandter zur Seite stehen. — Dazu kommt noch ein anderer Grund: ich habe Frankreich verlassen, um nach Egypten zu gehen; ich habe Egypten verlassen, um nach Arabien zu gehen. Vielleicht werde ich den Wunsch haben, bald nach Indien, Persien, Kleinasien zu gehen. Bäume und Pflanzen bleiben an der Stelle, wo Gott den Samen ausgestreut hat: mit dem Menschen ist's anders; er hat zwei Füße, und Gott hat ihm noch die vier Füße des Pferdes oder Promedars zur Verfügung gestellt. Der Mensch hat daher die Bestimmung die Welt zu durchwandern und zumal mein Beruf ist das Reisen. Als dein Schwiegersohn aber würde ich keine freien Willen mehr haben; ich wäre gezwungen, bei Dir, bei meiner Gattin zu bleiben; ich würde meine Heimat nicht wiedersehen und die mir noch unbekanntem Länder nicht kennen lernen. Ich trage bei dir eine Kette, die ich nicht fühle, weil ich selbst den Schlüssel dazu habe. Sobald ich aber dein Schwiegersohn würde, ginge der Schlüssel aus meinen Händen in die deini- gen über und meine Fesseln würden mich drücken.“

»Nie!« fiel mir Hussein ins Wort.

»Sidi, ich will lieber frei bleiben.«

»Willst Du mich denn verlassen?«

»Nein; aber es können Verhältnisse eintreten, die stärker sind als mein Wille.«

»Höre,« erwiderte er, »was Du mir sagst, scheint mir von hoher Bedeutung. Ich trage mich schon lange mit diesem Plan; schon lange war es der Wunsch meines Harem und des Kindes, das ich Dir bestimmte; ich kann daher nicht so plötzlich zurücktreten. Wir wollen uns daher Zeit nehmen, Du zum Ueberlegen, ich zum Abwägen deiner Worte. Was wir jetzt gesprochen, muß natürlich unter uns bleiben.«

»Du kommst meinem Wunsche zuvor, Sidi; mein Leben hängt davon ab.«

»Jetzt vollziehe den Auftrag, den ich Dir in Bezug auf Ahmed gegeben; ich will unterdessen meinen Brüdern Zeit lassen ihre Pläne auszubrüten. Gehe ich sie wieder zusammenberufe, will ich eine Antwort von dir haben. Gott wird das Uebrige thun.«

Er küßte mich, als ich mich entfernte. Dies war eine Gunst, die er selbst den Mitgliedern seiner Familie nur nach langer Trennung erwies. In Gesellschaften sprach er vorzugsweise mit mir und ließ keine Gelegenheit unbenutzt mich auszufragen. Meine Vermählung mit seiner Tochter konnte daher sein Wohlwollen nicht erhöhen.

Ich ging fort. Jaschya blieb.

Ich begab mich sogleich zu meiner Abyssinierin und erzählte ihr Alles.

»Du hast es also abgelehnt?« sagte Hafza. »Jetzt mußt Du auf deiner Hut seyn.«

»Hast Du vielleicht auch etwas Neues erfahren?«

»Nein, aber morgen werde ich Dir gewiß etwas erzählen können.«

»Der Scherif hat mir versprochen, im Harem nichts davon zu erwähnen.«

»Er wird sein Versprechen aber nicht halten. Die alte Frau vermag sehr viel über ihn und er sagt ihr Alles.«

»Wirfst Du in den Harem gehen?«

»Nein, ich werde meine abyssinischen Schwestern im Garten erwarten.«

In diesem Augenblicke wurde Taschya gemeldet.

Er erwartete mich auf der Terrasse des ersten Stockwerkes. Er wollte mir sagen, welchen Eindruck das letzte Gespräch auf den Scherif gemacht hatte.

»Du hast sehr gut und treffend geantwortet,« sagte er; »die Unterredung hat dem Scherif eine sehr hohe Meinung von Dir gegeben, die Heirath mag nun zu Stande kommen oder nicht. Er hat Dich als einen verständigen, ehrenhaften Mann kennen gelernt, und sein Vertrauen zu Dir ist so groß, daß er nur Dir das Gouvernement des Küstenlandes anvertrauen will, falls es zum Kriege mit dem Imam von Sana kommt; denn er erklärt, daß er nur Dir unbedingt vertraut.«

»Ein solches Amt,« erwiederte ich, »wäre zu ehrenvoll und zu schwierig für mich. Ich bezweifle auch, daß ich den Auftrag, den er mir gegeben, nach Wunsch vollziehen werde. Der Scherif Hussein scheint die Anträge des jungen Imam zu bereitwillig angenommen zu haben; er hat die möglichen furchtbaren Folgen dieses Krieges nicht bedacht. Da ich mich aber, ohne Mißtrauen zu erregen, nicht entschieden erklären konnte, so schlug ich ein Mittel vor, das dem Scherif wenigstens Zeit zur Ueberlegung gibt. Es ist möglich aber nicht wahrscheinlich, daß Achmed viele Anhänger in Sana

hat, die ihn wenigstens in den Stand setzen, ins Feld zu rücken, wenn auch nicht die ganzen Kriegskosten herbeischaffen. Aber Du kennst die Araber, ich darf in den Augen des jungen Imam nicht als Bevollmächtigter Hussein's erscheinen, er muß mich zu seinem Fürsprecher bei dem Scherif machen. Ich darf nicht zu ihm gehen, sondern er muß zu mir kommen. Hussein behält dann seinen ganzen Einfluß, und ich behalte freie Hand. Du, Zafschya, mußt auf Mittel sinnen, ihn kommen zu lassen. Ich habe nicht nöthig, einen Plan für Dich zu entwerfen, Du kennst besser als ich die Umwege, die man bei Unterhandlungen mit Arabern machen muß. Führe ihn auf einen beliebigen Umweg, der ihn am Ende zu mir führt.«

Zafschya hatte mich mit der größten Aufmerksamkeit angehört.

»Es ist eine schwere Aufgabe,« sagte er nach einigem Besinnen.

»Für jeden Andern vielleicht, nur für Dich nicht.«

»Ich will's versuchen; aber einen guten Rath wirst Du mir doch geben?«

»Ich würde Dich um Rath fragen, wenn ich in Verlegenheit wäre.«

»Nun, ich will Alles aufbieten, um deine gute Meinung zu rechtfertigen.«

Er stand auf. Ich begleitete ihn bis an die Treppe. Dort blieb er stehen.

»Höre,« sagte er, »ich glaube, daß Dir alles gelingen wird, aber die Heirath ist unvermeidlich.«

»Du hast gehört, was mir der Scherif zum Abschiede sagte: Ich thue was ich kann; Gott wird das Uebrige thun.«

Am andern Morgen erhielt Hafza den Besuch ihrer Freundinnen, welche sie mit in den Harem nahmen.

Raum war ihre Ankunft bekannt, so wurde sie von der ganzen Weiberschaar mit Fragen bestürmt. Alle wollten die Ursache meiner Unschlüssigkeit wissen.

Hafza hatte Recht gehabt. Der Scherif hatte es nicht über sich gewinnen können die Sache geheim zu halten.

»Was hast Du geantwortet?« fragte ich.

»Ich sagte, daß ich von der Sache gar nichts wisse und nun erzählten sie mir Alles.«

»Und in welchem Tone?«

»Mit großer Erbitterung.«

»Hast Du Halima gesehen?«

»Ja, ja.«

»Was sagte sie?«

»Sie schien nicht betrübt wie eine Liebende, sondern beleidigt wie eine verschmähte Schöne.«

»Glaubst Du, daß sie sich rächen wird?«

»Sie wird Alles aufbieten; die Mutter eifert sie dazu an.«

»Und die Schwestern?«

»Die Schwestern sprechen weniger von Dir, Alima ist nicht beliebt.«

»Hat die Kleine mit Dir gesprochen?«

»Sie sagte Du habest Recht, ihre Schwester nicht zu heirathen; aber Du mögest auf deiner Hut seyn.«

»Ist das wirklich wahr, Hafza?« fragte ich, indem ich sie scharf ansah.

Das arme Kind erröthete unter ihrer braunen Farbe.

»Mich dünkt,« setzte ich hinzu, »daß Du den Baum auf beiden Schultern trägst.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Gesteh nur, daß Du von dem Scherif oder wenigstens von seinem Harem besondere Aufträge erhalten hast.«

Sie fing an zu weinen.

»Du liebst mich nicht,« schluchzte sie, »und ich liebe Dich.«

»Im Gegentheil, ich habe Dich sehr lieb; aber ich gesteh Dir, daß ich sehr neugierig wäre, eine deiner Unterredungen mit deinen Freundinnen oder mit den Frauen des Scherifs zu hören.«

»So höre,« sagte sie. »Um Dich zu überzeugen, daß ich Dich nicht hintergehe und Dir treu ergeben bin, komm heute nach dem Abendgebet in den schattigsten Theil des Gartens. Die Frauen und Töchter des Scherifs werden dort baden; Du wirst sie hören und sogar sehen. Du weißt aber was Dir bevorsteht, wenn Du entdeckt wirst.«

Die Sache war bedenklich, ich hätte eben so gern Alima heimgeführt.

»Ich danke Dir,« erwiderte ich; »ich glaube Dir, ohne von dem vorgeschlagenen Beweismittel Gebrauch zu machen. Die Sache wäre doch gar zu gefährlich.«

»Wenn Du nicht hingehst, erlaubst Du mir dann, daß ich hingehe?«

»Ja wohl, ich kann ja nur durch Dich erfahren, was im Harem vorgeht und welche Gefahren mir drohen.«

Abends um acht Uhr ging sie in den Garten.

Während ich ihre Rückkehr erwartete, kam Abd'el-Melef, der zumal seit seiner Heirath mein wärmster Freund war.

Er meldete mir den Besuch seines Vatters Hussein. Der

Sohn des Scherifs wollte mit ihm in meinem Hause zusammentreffen.

Dies war mir äußerst unangenehm; denn ein Gespräch über die Heirathsangelegenheit war kaum zu vermeiden. Der junge Hussein war allerdings sehr zuvorkommend gegen mich, aber ich hatte eben keine Ursache, auf seine Freundschaft zu zählen.

Abd'-el-Melek mußte theils von seiner Mutter theils von Zafschya Alles, was vorgegangen war, erfahren haben; aber ich hatte ihm doch gar viel zu sagen.

Es ist erstaunlich, wie rasch jede Nachricht, jedes Gerücht durch die Bewohnerinnen eines großen Harem und durch die Slaven verbreitet wird. Denn die Slaven werden im Orient nicht als Dienerschaft, sondern als Mitglieder der Familie betrachtet und man hat vor ihnen kein Geheimniß. Daß die Nachrichten mit den abenteuerlichsten Zusätzen und Entstellungen unter das Volk kommen, versteht sich von selbst.

Abd'-el-Melek billigte die Bemerkungen, die ich dem Scherif über den Eintritt in seine Familie und über den Kriegsplan gemacht hatte. Leider wurde unser vertrauliches Gespräch durch die Ankunft des jungen Hussein unterbrochen. Der Prinz erschien mit Gefolge, es war also eine Staatsvisite.

Nach den üblichen Begrüßungen und Complimenten setzte er sich und fing an von dem jungen Imam und von dem Kriegsplan seines Vaters zu sprechen. Er schilderte den Charakter Achmed's in sehr schmeichelhaften Farben; nach seiner Meinung war der junge Imam nicht nur sehr kenntnißreich, sondern auch edelmüthig und tapfer. Vor der Einziehung seiner Güter sey er sehr reich gewesen.

Wenn Achmed wirklich so war, wie ihn der junge Scherif schilderte, so mußte meine Unterhandlung mit ihm leichter werden als ich anfangs geglaubt hatte; aber es war zu fürchten, daß sich Hussein wie sein Vater durch den Schein und zumal durch Versprechungen hatte täuschen lassen. Der ganze Plan war schon zu bekannt geworden, um einen guten Erfolg zu versprechen; die Kunde von dem bevorstehenden Kriegszuge konnte nach Aden kommen, ehe man einen festen Entschluß gefaßt oder alle Vorkehrungen getroffen hatte. Wenn aber die Engländer gewarnt wurden, so war kein Kriegszug mehr möglich.

Von dem Heirathproject war gar keine Rede, der junge Scherif mochte wohl durch die Anwesenheit seines Vetter's zurückgehalten werden, oder er glaubte, die Stunde sey noch nicht gekommen, diese wichtige Angelegenheit zur Sprache zu bringen.

Nach einer halben Stunde stand er auf, Abd'-el-Melet ebenfalls. Die beiden jungen Prinzen nahmen Abschied von mir. Aber Hussein blieb zurück und sagte so leise, daß sein Vetter es nicht hören konnte:

»Hädschi, ich habe mit Dir zu reden.«

»Ich stehe zu Diensten, Said,« erwiderte ich, denn ich sah wohl, daß eine Erklärung unter vier Augen nicht zu vermeiden war.

Aber ohne eine Zeit zu bestimmen eilte Hussein seinem Vetter nach, und beide setzten sich zu Pferde.

Mein Eunuche erwartete mich.

Hafza war wieder da. Ich begab mich zu ihr.

»Nun, was gibt's Neues?« fragte ich.

»Fast gar nichts,« antwortete sie. »Ulima hat erklärt, sie müsse Dich besitzen — lebend oder todt.«

## Eine diplomatische Sendung. — Eine Jagdpartie.

Am folgenden Tage blieb ich zu Hause, denn ich erwartete jeden Augenblick eine Nachricht von Abd'-el-Melek, von dem jungen Scherif, von Alima oder Achmed.

Gegen Mittag kam Zafschya.

„Nun,“ fragte ich, „bringst Du mir Achmed?“

„Es hat sich etwas zugetragen, das Du nicht errathen wirst,“ erwiderte Zafschya. „Denke Dir, Eschreff-Bey und Abd'-el-Kerem-Effendi sind in der Citadelle des Scherifs.“

„Von Sana kommend?“

„Woher weißt Du, daß sie von Sana kommen?“

„Ich weiß es.“

„Der Scherif läßt Dich einladen, sogleich zu ihm zu kommen.“

Ich machte mich mit Zafschya zu Fuß auf den Weg; ein Pferd satteln zu lassen würde zu viel Zeit gekostet haben.

Ich fand Hussein im Gespräch mit den beiden Abgesandten. Der Eine war ein Türke und im Auftrage des Sultans erschienen. Der Andere war ein Araber und Abgesandter des Scherifs von Mekka.

Beide waren sehr erstaunt, als ich eintrat. Sie hatten mich in Mekka gekannt und wußten nicht, daß ich mich auf dem Wege nach Bagdad in Abu-Arisch aufgehalten. Sie starrten mich wie eine überirdische Erscheinung an.

»Hâdschi,« sagte der Scherif zu mir, »dies sind die türkischen Abgesandten, die von Sana kommen. Du mußt sie in Mekka gekannt haben.«

»Ja wohl,« antwortete ich, »es sind alte Freunde.«

Ich redete sie bei ihren Namen an, und sie schienen sich über die Begegnung sehr zu freuen.

»Diese Abgesandten,« fuhr der Scherif fort, »bieten mir im Namen des Sultans einen Allianzvertrag an, nach Art des Vertrages, den sie mit dem Imam von Sana abgeschlossen haben; sie verlangen indeß, daß ich ihnen die Bewachung meiner Häfen überlasse. Was sagst Du dazu, Hâdschi?«

Ich kannte die Ansichten Hussein's über diese Angelegenheit.

»Hat ihnen der Imam von Sana deine Häfen überliefert?« fragte ich.

»Er kann über eine Sache, die ihm nicht mehr gehört, nicht verfügen.«

»Nein; aber er hat sie besessen und betrachtet sich, trotz deiner Eroberung, noch als den rechtmäßigen Besitzer und gestattet vielleicht, daß sie Dir von den Engländern und Türken wieder abgenommen werden.«

»Habt Ihr über ein derartiges Zugeständniß mit ihm gesprochen?« fragte Hussein die Abgesandten.

»Nein,« antwortete Gschreff-Bey keck.

»Ich glaube indeß,« entgegnete ich, »daß Du den Weg über Aden genommen, um mit dem englischen Commandanten Unterhandlungen anzuknüpfen.«

»So,« sagte Hussein, »Ihr habt den Weg über Aden genommen?«

»Wir haben diesen Weg genommen,« sagte Abd'el-Kerim, »weil es der kürzeste ist.«

»Oder vielmehr der schnellste,« setzte Eschreff-Bey hinzu; »denn der Wind war günstig und wir machten die Fahrt von Dschidda nach Aden in fünf Tagen.«

»Und überdies hattest Du Weisungen von dem Commandanten zu empfangen.«

Die beiden Abgesandten schwiegen.

»Ich will Dir sagen, was geschehen ist,« sagte ich zu Hussein; »Eschreff-Bey und Abd'el-Kerim haben dem Imam von Sana im Namen Englands und der Türkei den Antrag gemacht, ihnen dein ganzes Küstenland, das ihm nicht mehr gehört, abzutreten; und falls der Imam Krieg mit Dir führen wollte, würden sie den günstigen Augenblick benutzt haben, um deine nicht mehr genügend vertheidigten Häfen in Besitz zu nehmen. Der Imam von Sana würde sich dann deiner übrigen Staaten bemächtigt haben.«

»Wußtest Du denn Alles dies schon?«

»Zum Theil, ich wußte, daß Eschreff-Bey und Abd'el-Kerim von Mekka abgereist und nach Aden gegangen waren; ich wußte, daß sie sich in Sana befanden; aber ich wußte noch nicht, wie die Unterhandlungen enden würden. Du hast es mir so eben gesagt; Du siehst, daß der Imam von Sana im Grunde kein so schlechter Nachbar ist, wie Du glaubtest; er ist ein guter Mohammedaner und will über fremdes Eigenthum nicht verfügen. Willst Du gegen Dich selbst thun, was dein Feind nicht gethan?«

»Nein,« sagte Hussein, »ich will in meinen Häfen weder Engländer noch Türken.«

»Nachdem Du den ersten Antrag verworfen, Scherif

Hussein, « versetzte Eschreff-Bey, » muß ich Dir einen zweiten machen. «

Hussein warf mir einen Seitenblick zu.

»Rede,« sagte er.

»Ehe die Ufer des rothen Meeres von Mehemet-Ali erobert, dann von Turki-Bilmes und endlich von dem Scheikh von Affir in Besitz genommen worden waren, zahlte das glückliche Arabien dem Sultan einen Tribut, der aus der ganzen Kaffeherute im Dschebel-Turik und im Dschebel-Sana bestand. Der Dschebel-Turik gehört Dir; bist Du erbötig, diesen Tribut wie vor der Eroberung zu zahlen?«

»Ich kann keinen Tribut zahlen für ein Land, das die Vorsehung meinem Vater gegeben und das mein Vater mir vermacht hat.«

»Wenn das ist,« sagte Eschreff-Bey, »so haben wir hier nichts mehr zu thun; wir nehmen Abschied von Dir, Hussein.«

»Nein,« erwiderte Hussein, »mit den Abgesandten der Pforte und den Verbündeten der Engländer bin ich fertig; aber ich bewirthe die vornehmen Männer, die durch meine Staaten reisen. Hadschi Abd'-el-Hamid, Dir, als meinem Serdar, liegt es ob, deinen Freunden in Abu-Arisch die Honneurs zu machen.«

Ich errieth die Absicht Husseins, er fand eine Gelegenheit sich freigebig zu zeigen, und diese Gelegenheit wollte er nicht unbenutzt lassen, obgleich oder vielleicht weil er es mit Feinden zu thun hatte. Ich lud daher die beiden Abgesandten zu mir ein und theilte meine Wohnung mit ihnen. Hinter ihnen kamen die Lebensmittel, bestehend aus Schöpfensfleisch, Reis, Butter, Del, Zucker, Kaffeh, kurz aus allen im Orient üblichen Nahrungsmitteln, die für vierzig Personen

ausreichend gewesen wären, obgleich die Reisegesellschaft nur aus zwei Herren und zwei Dienern bestand. Das Uebrige sollte der Sitte gemäß unter die Armen vertheilt werden. Auch Backwerk und Confect wurde während der Tafel auf kupfernen Credenztellern gebracht.

Am andern Morgen machte ihnen der Scherif mit seinem ganzen Generalstabe einen officiellen Besuch. Er wollte mit dem Sultan nicht völlig brechen.

Als sich der Scherif entfernt hatte, kamen die Geschenke: vier schöne arabische Pferde für den Sultan, zweihundert Ballen Mokkafäseh, eine Menge Rosinen, Perlen, Armspangen, Halsbänder und andere Geschmeide. Alles für den Sultan Abd'-el-Medschid — aber nicht als Tribut, sondern als Geschenk.

Die beiden Abgesandten erhielten Säbel, Dolche, Beutel. \*) Der Scherif entledigte sich dadurch einer Münze, die in seinem Lande keinen andern Werth, als den des Gewichts hatte.

Die Abgesandten blieben acht Tage bei mir. Am neunten Tage nach dem Mittagsgebet nahmen sie Abschied von dem Scherif, der ihnen auf der Straße nach Ghesan das Geleite gab. Sie wollten sich zu Ghesan nach Dschidda einschiffen und von dort nach Mekka zurückkehren, wo sie über ihre Sendung Bericht erstatten mußten. Eschreff-Bey reiste, wie ich nachmals erfuhr, nach Constantinopel; ich weiß nicht, wie er vom Sultan empfangen wurde, und auf welche Weise er sich entschuldigte. Abd'-el-Kerim wurde trotz seiner Herkunft — er war der Sohn eines in Mekka sehr geachteten Marabu — auf Befehl Ibn-Nàons verhaftet und enthauptet. Die Sache wurde in seinem Hause ganz in der Stille

\*) Ein Beutel enthält bekanntlich fünfhundert türkische Piaster.

abgethan. Am andern Morgen wurde es in Mekka bekannt. Tags vorher hatte er noch mit dem Scherif Kaffeh getrunken und geraucht.

Abd'el-Kerim war ein sehr begabter Mann. Man beschuldigte ihn der Bestechung. Im Orient gibt man nie zu, daß ein Unternehmen erfolglos geblieben, man setzt dabei die Bestechlichkeit der Unterhändler voraus.

Der Scherif Hussein sah wohl ein, daß jetzt der Augenblick sey, dem Imam von Sana den Krieg zu erklären. Es wurde daher beschloffen, vor der Hand keine Unterhandlungen mit Achmed anzuknüpfen. Der Scherif setzte ihm mit seiner gewohnten Freigebigkeit einen provisorischen Gehalt aus, der ihn den Mitgliedern seiner Familie gleichstellte und ihn in den Stand setzte, die Ereignisse ruhig abzuwarten. Die Verhältnisse waren daher wieder ruhig und das Heiratheproject trat wieder in den Vordergrund.

Eines Tages ließ mich der Scherif rufen. Ich glaubte, die Stunde einer entscheidenden Erklärung sey gekommen und war fest entschlossen, bei meiner Weigerung zu beharren. Doch davon war keine Rede. Es waren Fellahs von Samschan gekommen, um die Entdeckung einer Quelle zu melden. Samschan war der Hauptort eines Kreises und lag in einem herrlichen, mit Zuckerrohr, Hanf, Mais ic. angebauten Thale. Dieses Thal gehörte zu den Privatbesitzungen des Scherifs. Eine Quelle ist in Arabien immer ein herrlicher Fund. Der Scherif hatte anfangs gehofft, es werde ihm gelingen, das Wasser dieser Quelle durch einen Canal nach Abu-Arisch zu leiten.

Als ich in die Citadelle kam und ehe von der kostbaren Entdeckung die Rede war, gab ich dem Scherif seine Vollmacht zurück. Dann sprach Hussein von der Entdeckung der

Quelle. Ich glaubte kein Wort davon, und sah nur ein Seitenstück zu der famöfen Milchquelle, denn ich kannte die verschiedenen Gebirgsschichten. Möglich war die Sache allerdings, wenn auch nicht wahrscheinlich. Ich warnte den Scherif daher nur vor einer Täuschung, ohne die Sache geradezu für einen Betrug zu erklären.

»Mag seyn,« sagte Hussein; »ich habe seit einiger Zeit so viel Verdruß und Langeweile in meinen Mauern gehabt, daß ich den Bauern eine Fopperei fast verzeihen könnte; die Sache bietet uns wenigstens Gelegenheit zu Pferde zu steigen und eine meiner schönsten Besitzungen zu besuchen.«

Ich war ebenfalls gar nicht böse, daß das Gespräch diese Wendung genommen hatte, ich urtheilte daher nicht allzu streng über die Anzeige und es wurde verabredet, am andern Morgen aufzubrechen. Der junge Hussein, sein Vetter Abd'-el-Melek und die übrigen anwesenden Familienglieder sollten uns begleiten. Die Brüder des Scherifs hatten Abu-Arisc schon größtentheils verlassen.

In der folgenden Nacht kam Selim an mein Bett; er glaubte, ich schlief, während ich doch nur träumte wie Lafontaine's Hase in seinem Lager. Der Scherif ließ mir sagen, daß wir um zwei Uhr früh aufbrechen würden. Es war mitten im Sommer, und wir beschloßen bis neun oder zehn Uhr Morgens zu reiten. Dann mußten wir wegen der drückenden Hitze Halt machen, die Zelte aufschlagen und rasten. Erst um drei Uhr Nachmittags konnten wir unsere Reise fortsetzen, um mit einigen kurzen Unterbrechungen bis acht oder neun Uhr Abends zu reiten.

Unsere Gesellschaft bestand aus etwa fünfzig Reitern mit

Inbegriff der Dienerschaft. Die Diener ritten Dromedare, die Herren ritten Pferde, nur Jäschya ritt seinen Esel.

Es war kalt, alle Pflanzen und Bäume triefen von Thau. Die Hunde des Scherifs konnten wegen der Dunkelheit nicht jagen; überdies wurden sie von einem Neger an einem Riemen geführt. Von Zeit zu Zeit witterten sie einen Schakal, der im Grase vorüberschlich oder eine Gazelle, die aufsprang und wie ein Schatten verschwand. Zuweilen jagten wir auch eine Schaar Trappen oder Feldhühner auf.

Bei Sonnenaufgang hielten wir an, um das Morgengebet zu verrichten. Wir hatten die erste Hügelkette, die sogenannten »Berge der Söhne Jacobs,« bereits überschritten.

Nach einer halben Stunde zogen wir weiter; die Windhunde wurden nun losgemacht und die Gewehre schußfertig gemacht. Die Hunde verfolgten das erste Rudel Gazellen, das aus einem Kleeelde aufgejagt wurde. In einigen Sprüngen hatten die Hunde ihre Beute erreicht oder vielmehr überholt. Aber die Gazellen sind ungemein schlau. Nichts ist hübscher zu sehen, als die Bemühungen der Gazellen, ihren Verfolgern zu entweichen; sie springen rechts und links, während der Hund in seinem raschen Lauf ein paar hundert Schritte vorausseilt. Unterdeffen verschwinden die Gazellen in den Mais- oder Zuckersfeldern. Die Sklaven auf den Dromedaren rufen nun die Hunde und verfolgen die Gazelle, die, sobald sie sich sicher glaubt, wieder ganz ruhig wird und wieder anfängt zu grasen.

Wenn die Gazellen in Rudeln beisammen sind, so pflegen sie sich nicht zu trennen; sie laufen immer hintereinander in einer Reihe, nie nebeneinander. Sobald sie sich

trennen, sind sie verloren. Wenn der Hund eine Gazelle fängt, so macht er's wie der Wolf mit dem Hunde: er zerbricht ihr das Rückgrat und wirft sie in die Luft. Ist die Gazelle noch nicht völlig todt, so beeilt sich der echte Muselman ihr nach Vorschrift des Koran die Halsader abzuschneiden. Alles geschossene Wild hingegen kann ohne Bedenken gegessen werden, vorausgesetzt, daß der Jäger die unerläßliche Formel: „Ich tödte Dich im Namen des barmherzigen Gottes,“ gesagt oder auch nur gedacht hat.

Bei den Hatzjagden sind die Dromedare den Pferden vorzuziehen. Ein Pferd, zumal mit einem unerfahrenen Reiter, wird bei der Verfolgung einer Gazelle bald ermüdet. Ein Dromedar trabt schneller, als ein Pferd galoppirt, und wird daher nicht so leicht ermüdet wie dieses.

In einer halben Stunde wurden vier Gazellen gefangen. Abd'-el-Melek und sein Vetter Hussein wetteiferten dabei an Gewandtheit. Die übrigen Jäger, der Scherif an der Spitze, schossen Trappen und Rebhühner.

Die Jagd lieferte den Braten für das Mittagmahl. Gegen elf Uhr rasteten wir an einem Brunnen, der den Namen Bir-el-Hadschi (Pilgerbrunnen) führte. In der Nähe dieses Brunnens war die Vegetation ungemein üppig. Eine zahlreiche Ackerbaubevölkerung hatte sich hier angesiedelt. Die von Palmbäumen beschatteten Gruppen waren mit Weinreben, Geißblatt und Jasmin bedeckt; die Luft war mit köstlichem Duft angefüllt. Diese Bevölkerung mochte aus etwa dreißig Männern und hundert Weibern und Kindern bestehen. Als wir uns näherten, kamen uns die Hunde bellend entgegen. Die Bauern folgten ihnen. Sobald sie den Scherif erblickten, eilten sie auf ihn zu, warfen sich vor ihm nieder und

küßten ihm Hände und Füße. Nach den üblichen Begrüßungen fragten sie nach dem Ziele seiner Reise.

Der Scherif schützte einen Spazierritt vor und den Wunsch, sich von dem Stande der Feldfrüchte zu überzeugen.

Wir hielten vor der Hütte des Ältesten an. Die Araber wissen nie wie alt sie sind, sie schätzen ihr Alter nach dem auffallendsten Ereigniß, das vor oder nach ihrer Geburt stattgefunden. Der Alte, vor dessen Thür wir anhielten, wußte sein Alter ebenso wenig wie die Andern, aber nach der Landeschronik zählte er mindestens zweihundert Jahre.

Während die Männer und die Knaben die Pferde in Empfang nahmen und außerhalb der Zelte festbanden, bereiteten die Weiber und Mädchen das Frühstück, oder vielmehr suchten sie alle nöthigen Bestandtheile herbeizuschaffen. Einige molken die Ziegen und Kühe, andere zerrieben Mais, um Kuchen daraus zu backen, andere pflückten Trauben, noch andere zerstampften in einem hölzernen Mörser die zum Bilau nöthigen Gewürze. Man übergab den Köchen und Köchinnen die Gazellen, Trappen und Feldhühner.

Kaum saßen wir auf den Teppichen, so erschienen die hübschesten jungen Mädchen mit Milch, Wasser und Früchten. Die arabischen Landmädchen sind wirklich sehr reizend mit ihren an der Seite offenen und auf der Schulter mit einem silbernen Haken befestigten Kleidern. Durch die Seitenöffnung sieht man die Arme und einen Theil der Brust, während der mindeste Windstoß die leichten Röckchen bis zum Knie aufhebt und den reizendgeformten Fuß zeigt.

Dies war der Anfang der Bewirthung. Das Mittagessen konnte nicht aufgetragen werden, bis die Schafe, Gazellen, Trappen und Feldhühner gebraten waren.

Eine halbe Stunde, nachher kamen Abd'-el-Melef, Sidi-Ahmed und der Sohn des Scherifs, die sich bei der Verfolgung des Wildes weit von uns entfernt hatten. Die Kugeln hatten drei Schakale gefangen, die mitgebracht wurden um ihnen die Haut abzuziehen. Die Jäger hatten außerdem einige Eber geschossen; da aber die wilden Schweine eben so wie die zahmen für unrein gehalten werden, so hatte man sie nur als Raubthiere getödtet und liegen lassen.

Nach dem Essen hielt der Scherif die Siesta. Die ganze Gesellschaft folgte seinem Beispiel, nur einige setzten sich zusammen und plauderten und rauchten oder knüpften mit den hübschen Landmädchen ein Gespräch an.

## Der Dschebel-Beni-Said. — fauna dieses Gebirges. — Affenindustrie.

Gegen drei Uhr Nachmittags als die größte Hitze vorüber war, brachen wir wieder auf. Der junge Hussein begleitete seinen Vetter und den jungen Imam Ahmed dieses Mal nicht auf die Jagd, er ritt an meiner Seite. Ich sah wohl, daß er mit mir reden wollte.

»Hädschi,« begann er, »mein Vater hat mir gesagt, was für gute Absichten er mit Dir hat.«

Ich verneigte mich.

»Der Scherif,« antwortete ich, »ist gütiger gegen mich als ich verdiene.«

»Aber er sagte mir, er habe sich über Dich zu beklagen . . .«

»Ueber mich zu beklagen! das meinst Du gewiß nicht so.«

»Er sagte mir, Du habest seinen Antrag abgelehnt.«

»Ich habe um Bedenkzeit gebeten.«

»Du weißt, Hâdschi, daß ein solcher Antrag nie abgelehnt worden ist.«

»Ich weiß es; aber als Fremder befinde ich mich in einer Ausnahmßstellung.«

»Du bist Muselmann und folglich kein Fremder.«

»Ja, aber von Geburt bin ich ein Fremder; ich habe in Frankreich eine Familie; ich habe eine Mutter, der ich hofentlich noch nicht das letzte Lebewohl gesagt habe.«

»Laß sie kommen.«

»Sie würde weder die Reise noch das Klima ertragen können.«

»Eine Frau muß Dir mehr seyn, als deine Mutter, denn sie ist die Mutter deiner Kinder.«

»Said, ich habe dem Scherif noch andere Gründe angegeben.«

»Ich weiß es, Du hast ihm gesagt, daß Du ein Wanderer bist, wie die Vögel, die wir bald nach Norden bald nach Süden ziehen sehen; aber die Vögel haben ihre Weibchen und diese ziehen mit ihnen.«

»Die Vögel,« erwiderte ich lächelnd, »haben Flügel, und der weite Himmelsraum gehört ihnen.«

»Der Mensch,« entgegnete der Prinz, »hat das Pferd und das Dromedar und die Erde gehört ihm.«

Ich antwortete nicht, ich erwartete, was er mir noch zu sagen hatte.

»Du weißt,« fuhr er fort, »daß Alima zweimal meine Schwester ist, von väterlicher und mütterlicher Seite: Du würdest daher ganz mein Bruder werden.«

»Das wäre für mich eine große Ehre und Freude, Said; aber würden deine Oheime und Vettern eben so zufrieden damit seyn?«

»Was mein Vater thut, ist wohlgethan,« sagte der junge Scherif, »und nur Allah hat Rechenschaft von seinen Handlungen zu fordern.«

Ich schwieg.

»Um Dir zu beweisen, Hadschi, wie groß unser Vertrauen zu Dir ist, will ich Dir etwas sagen, was ich keinem gebornen Araber sagen würde: meine Schwester liebt Dich.«

»Unmöglich, Said!«

»Warum denn?«

»Sie kennt mich ja nicht.«

Husseïn lachte.

»Das kannst Du wohl dem Sunuchen, der sie bewacht, aber nicht mir sagen. Sie hat Dich zweimal gesehen.«

Ich antwortete mit einer stummen Verbeugung.

»Mein Vater sagte mir diesen Morgen: »Husseïn, so oft Du auf der Reise mit Hadschi allein sprechen kannst, sage ihm, daß ich ihn bitte, über meinen Antrag nachzudenken; gib ihm die Versicherung, daß ich mich freuen würde, sein Vater zu werden und daß Du ihn mit Freude als deinen Bruder begrüßen würdest.«

»Und was hast Du geantwortet?«

»Ich werde deinem Befehl gehorchen, Said, nicht nur weil Du befehlst, sondern auch weil dein Befehl mit meinen sehnlichsten Wünschen übereinstimmt.«

»Ich kann Dir nur dasselbe antworten, Said, was ich dem Scherif schon geantwortet habe: mein Bedauern ist so groß wie mein Dank.«

»Und wie mein Vater,« erwiderte ich; »es ist nicht dein letztes Wort, Hadshi; ich hoffe, daß Du Dich anders besinnen wirst.«

Bei diesen Worten verließ er mich und ritt eine Weile neben seinem Vater. Er stattete ihm offenbar von unserer Unterredung Bericht ab.

Kaum hatte er mich verlassen, so lenkte Jaschya seinen Esel dergestalt, daß er sich an meiner Seite befand. Der Indier war mit seinem hagern Gesicht und seiner spitzigen Nase, mit seinen großen feurigen Augen und seinem spärlichen Bartwuchs, in seinem weißen Gewande und auf seinem patriarchalischen Esel immer eine neue Merkwürdigkeit für mich. Den Arabern fiel die groteske Seite seines Gesichtes und seiner ganzen Erscheinung gar nicht auf; mich aber erinnerte er immer an Don Quirote, der den Esel seines Knappen Sancho für eine Weile geborgt hat. Ich wurde freilich bald wieder ernsthaft gestimmt, wenn ich sah, mit welcher Ehrerbietung ihm Jedermann begegnete. Er war ja der Vertraute, des alter ego des Scherifs. Wenn Hussein jemals seinen Jaschya verloren hat, muß er der unglücklichste Mensch von der Welt geworden seyn.

Ich habe schon gesagt, wie gut mir Jaschya war. Die Freundschaft eines solchen Mannes wäre für Jeden, der sie hätte benutzen wollen, ein großes Glück gewesen. Mir kam dies nie in den Sinn, und Jaschya, dem Jedermann den Hof machte, mußte sich sehr darüber wundern. Er wünschte natürlich zu wissen, was ich mit Hussein gesprochen. Ich erzählte ihm Alles. Die Sache machte ihm ungemein viel Unruhe und Sorgen. Er konnte mir nicht Unrecht geben, denn er billigte meine Gründe. Andererseits sah er ein, daß

ich durch meine Weigerung in ein Wespennest gerieth. Trotz seines Geizes hätte er gewiß hundert Rupien gegeben, wenn der Scherif den Antrag gar nicht gemacht hätte. Aber die Sache ließ sich nicht ungeschehen machen und den Folgen war nicht auszuweichen.

Wir hatten alle Ereignisse, die daraus entstehen konnten, noch nicht aufgezählt, als wir an den Brunnen kamen, wo wir Halt machen wollten. Die Landschaft war noch reicher, üppiger, malerischer als die, wo wir die Mittagstunden zugebracht hatten, und auch stärker bevölkert. Man konnte etwa dreihundert Hütten, drei- bis vierhundert Männer und dreimal mehr Weiber und Kinder zählen.

Der ganze Raum zwischen den Hütten war mit Schafen angefüllt. Das ganze Dorf hatte sich bei Anbruch der Nacht in einen großen Schafstall verwandelt. Die Wachsamkeit der Hunde gab sich durch beständiges Bellen kund. Wehe dem Fremden, der ihnen nahe gekommen wäre; sie würden ihn zerrissen haben.

Wir wurden eben so zuvorkommend empfangen wie am Morgen. Der Anblick unserer Gruppe wurde durch die Nacht und das Feuer noch weit malerischer als am Tage. In dem röthlichen, flackernden Schein der Flamme erschienen Männer und Weiber als phantastische Gestalten. Ich konnte mich nicht genug wundern, daß das Groteske dieser Scene den Arabern nicht auffiel.

Es wurden hier nicht bloß Schafe, sondern auch einige junge Kameele geschlachtet. Dies ist das non plus ultra der Bewirthung, die im Orient nur sehr angesehenen Personen zu Theil wird. Es versteht sich, daß der ganze Stand, vom

ältesten bis zum jüngsten, bei dieser außerordentlichen Fleischvertheilung bedacht wurde.

Am andern Morgen kamen wir zeitig nach Sanschan. Dort fanden wir die Führer, die uns den Weg zu der famösen Quelle zeigen sollten. Diese sollte sich am westlichen Abhange der großen Gebirgskette Dschebel-Beni-Said befinden.

Dieses Gebirge ist ungemein vulcanisch; es besteht aus Granitfelsen, die durch die Gewalt des Feuers zerrissen und umgestürzt sind. In den Felsenspalten ist die Vegetation sehr üppig; es ist wenig Humuserde, aber Alles kommt darin fort.

Die ersten Vorberge scheiden das Fürstenthum Abu-Arisch von dem Lande Kholan. Die ganze Gebirgskette zieht sich wie ein Rückgrat durch ganz Arabien von Bab-el-Mandeb bis zum Sinai. Diese Vorberge sind schon mehr als vierhundert Metres über der Meeresfläche.

In diesem Gebirge hausen Legionen von Affen, die für die umwohnenden Volksstämme eine große Plage sind. Um den Ertrag ihrer Blünderungen leichter und in größeren Massen fortschleppen zu können, flechten die Affen ziemlich große Körbe, in welche sie die gestohlenen Früchte legen. Wenn sie auf Raub ausgehen, stellen sie sich in einer langen Reihe auf; die eigentlichen FruchtDiebe werden vorausgeschickt und jeder mit Datteln, Cocosnüssen, Mais, Pfirsichen, Melonen oder Trauben gefüllte Korb geht rasch von Hand zu Hand, so daß die Beute in fünf Minuten den Versteck im Gebirge erreicht. Die geraubten Früchte werden in Felsengrotten aufgespeichert.

Die schlauen Thiere machen ihre Razzias immer kurz vor Sonnenaufgang. Abends vorher merkt der Eigenthümer des Feldes oder Obstgartens nichts von dem Complot, das gegen ihn geschmiedet wird, und erst am Morgen sieht er, daß die Affen ihn bestohlen haben.

Um bei dem Diebstahl nicht gestört zu werden, stellen die Affen auf Bäumen, Felsen und anderen erhöhten Punkten Schildwachen auf. Sobald sich etwas Verdächtiges zeigt, geben die Schildwachen ein Zeichen. Die ganze Diebesbande, die zuweilen aus fünfhundert Affen besteht, theilt sich in Gruppen, deren jede ihren Anführer hat. Sie verbreiten sich über einen ganzen District, um in einer Nacht eine großartige Razzia auszuführen, denn sie wissen wohl, daß sie im Wiederholungsfalle schlecht empfangen werden würden.

Auch die Araber stellen kurz vor der Erntezeit ihre Schildwachen aus; aber diese werden müde und schlafen ein. Die Affen hingegen werden nie müde und bleiben immer wach. Wenn sie einen District ausgeplündert haben, gehen sie in einen andern. Während man ihnen an einem Orte auflauert, stehlen sie an einem andern. Ist der Ort, den sie plündern wollen, gut bewacht oder fürchten sie einen Hinterhalt, so macht sich die ganze Schaar auf den Weg und versucht in der folgenden Nacht ihr Heil oft an einem zehn Stunden entfernten Orte. Es ist höchst possierlich, eine solche Diebesbande bei Tagesanbruch mit ihren Körben in der Hand oder auf dem Rücken in ihre Schlupfwinkel zurückkehren zu sehen. Man könnte sie für zwergartige Schmuggler halten, die mit ihrer verbotenen Waare über die Grenze gehen.

Zuweilen verlieren die Araber die Geduld und erklären ihnen den Krieg. Die schlauen und flinken Diebe im Gebirge auffuchen, wäre unmöglich: sie würden sich auf Felsen und hohe Bäume flüchten, die der Mensch nicht erklimmen kann. Man muß ihnen den Rückzug abschneiden und dieß ist keineswegs leicht. Gelingt es, so ist eine Schlacht zu liefern. Den Nachfolgern entweichen die Affen; aber wenn sie umzingelt sind und keinen Ausweg sehen, setzen sie sich muthig zur Wehr, werfen mit Steinen und zeigen ein bedeutendes strategisches Talent. Man hat Beispiele, daß Araber, die den Kampf mit einer unerwartet großen Schaar begannen, die Flucht nehmen mußten. Auch wenn sie im Nachtheil sind, kämpfen sie bis auf den letzten Augenblick. Ihr Biß ist furchtbar und artet gemeiniglich in einen Krebsartigen Schaden aus. Die Araber brennen die Wunde aus.

Wie die Araber, die ihre Todten wegtragen und sich bei denselben tödten lassen, bieten die Affen Alles auf, um ihre Todten fortzuschleppen, und oft bewachen sie dieselben bis sie selbst fallen. Die Affenweibchen jammern bei ihren todten Kindern, wie eine Mutter bei der Leiche ihres Kindes weint. Wehe dem Verfolger, der dem Affenweibchen auf zehn oder fünfzehn Schritte nahe kommt: das wüthende Thier würde ihn mit einem Sprunge erreichen und sein Gesicht zerfleischen. Eben so wie sie Körbe flechten, um ihren Raub fortzuschleppen, machen sie Tragbahren, um ihre Todten und Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Die Araber versichern sogar, daß sie ihre Todten begraben; aber so weit geht meine Leichtgläubigkeit nicht.

Außer den Affen hausen auch Luchse und Hyänen im Gebirge. Von Zeit zu Zeit findet man auch wohl einen al-

ten Panther, der sich in den stillen Wald zurückgezogen hat und als »Einsiedler« lebt. Der Dschebel-Beni-Said wimmelt außerdem von kurzen, dicken, sehr giftigen Schlangen, die zum Glück nicht sehr flink und gewandt sind. Die gefährlichsten Feinde dieser Schlangen sind die Störche, die Adler und die Geier. Löwen sieht man gar nicht in Dschebel-Beni-Said; vielleicht finden sie sich am östlichen Abhange. Die Löwen, welche in Nedsched, am persischen Meerbusen und in der Gegend von Mascata erlegt werden, haben keine Mähne und sind kleiner, aber vielleicht gefährlicher als die afrikanischen.

Wir waren also in dem Dorfe angekommen, wo uns die Führer erwarteten. Der Ort, wo sich die Quelle befinden sollte, war noch vier bis fünf Stunden entfernt. Dieser Ort hieß Hannut-el-Memmer, d. i. die Tiger- oder Pantherhöhle. Die Araber haben nur einen Namen für die beiden Thiere, die in Arabien auch nur unter der Gestalt des Panthers vorkommen. Ich fragte den Scherif, ob wir uns bereit halten müßten, die Quelle den furchtbaren Thieren, die ihr den Namen gegeben, streitig zu machen. Er antwortete: »Vor zwanzig Jahren würden wir wahrscheinlich Gelegenheit gefunden haben, einige dieser Thiere zu erlegen; aber seit den Kriegen mit Assyrien und den Egyptern sind sie sehr selten geworden. Sie haben sich vor den durchmarschierenden Truppen zurückgezogen, und außerdem sind sie von kühnen Jägern in den entlegensten Gebirgsschluchten aufgesucht worden, so daß wir kaum noch einem Panther begegnen werden.«

Es war indeß unweit des Ortes, den wir besuchen wollten, ein Panther gesehen worden. Die Wahrheit dieser

Aussage hatten Abd'-el-Melek und der junge Imam von Sana zu ermitteln. Sie ließen die Araber kommen, die ihn gesehen haben wollten, und zogen Erkundigungen ein. Ein Führer erbot sich, sie auf die Fährte des Banthers zu führen, während unsere Führer uns den Weg zur Quelle zeigen würden.

Wir brachen auf. — Gegen sieben Uhr Morgens sahen wir am untersten Gelände einige jener großen Eidechsen, welche von den Arabern als Leckerbissen gegessen werden, ferner eine Unzahl von Ratten, Mäusen, Spitzmäusen und indischen Kaninchen. In der Sonne glänzten die silberweißen Ameisen, die nicht mit den Termiten zu verwechseln sind; auch Regionen von schwarzen Ameisen, so groß wie Bohnen, bedeckten den Erdboden.

Von den silberweißen Ameisen habe ich mehre Exemplare mit nach Paris gebracht und dem Jardin des Plantes geschenkt. Auch ein lebendiger Fenu (die kleinste Gattung der Füchse), der erste, den man in Frankreich gesehen, wurde ein Jahr lang von den Parisern bewundert. Hätte ich damals gewußt, daß es ein so seltenes, merkwürdiges Thier ist, so hätte ich Duzende davon nach Europa schicken können. Der Fenu ist etwas größer als eine Ratte, hat einen verhältnißmäßig langen, buschigen Schweif und sehr große Ohren. Die Araber fangen ihn in Fallen, die aus Europa kommen; daher hatten fast alle, die man mir zeigte, eine zerquetschte Vorderpfote.

In den Vorbergen des Dschebel-Beni-Said fand ich noch ein anderes höchst merkwürdiges Thier, das ich nur mit unserm Wiesel oder Frettchen vergleichen kann. Das Fell ist aschgrau mit Querstreifen auf dem Rücken. Die

Ohren sind in diesem Pelz kaum sichtbar. Die Augen sind nicht größer als Schrottkörner Nr. 7, aber ungemein glänzend und lebhaft. Schweif und Beine sind sehr kurz. Wenn diese Thierchen angegriffen oder gefangen werden, so spritzen sie mit einem eigenthümlichen Geräusch eine Flüssigkeit aus, die einen widrigen Moschusgeruch hat. Nach dem Geräusch, das es dabei macht, wird es von den Arabern »Sefesch« genannt. Das Fell müßte sehr schönes Pelzwerk liefern.

Wir sahen, wie die äußerst zahlreichen Schlangen, insbesondere die Nattern, auf die Ratten, Mäuse und übrigen kleinen Nagethiere Jagd machten. Die Nattern verfolgen sie, die langsamen, schwerfälligigen Schlangen hingegen lauern ihnen auf und fangen sie, sobald sie ihnen nahe genug sind, mit außerordentlicher Leichtigkeit. Ich war oft Zeuge, daß Ratten und Mäuse, durch die ans Wunderbare grenzende Wirkung des Schlangensblicks gleichsam bezaubert, sich willenlos und ohne den mindesten Fluchtversuch von ihren Feinden ergreifen und verschlingen ließen. Auch Vögel, die in die Nähe der Giftschlangen kommen, sind verloren. In Abyssinien habe ich mehre Schlangen geschossen, die mit offenem Rachen, mit starrem Blick und emporgestrecktem Halse nur noch den Fall des Vogels erwarteten. Wenn auch die Schlange auf der Stelle todt blieb, so fiel doch der Vogel neben ihr nieder und erholte sich nicht immer wieder; ich habe gesehen, daß Vögel ohne die mindeste Verletzung in Folge des Schreckens, vielleicht auch an Erstickung starben.

Die eben erwähnten kurzen dicken Schlangen, die Nattern und Hornschlangen, die drei Hauptarten Arabiens, haben an den oft drei Fuß langen Rieseneidechsen, die von den Arabern »Baran«, von den Naturforschern das »Land«

krokodil« genannt werden, sehr erbitterte Feinde. So oft sich eine Schlange und eine Eidechse begegnen, kommt es zum Kampf. Ich war oft Zeuge solcher Kämpfe. Wenn ein Waran eine Schlange bemerkt, so drückt er sich platt auf den Sand, so daß sein Körper fast verschwindet; sein Kachen ist halb offen, seine bligenden Augen sind auf den Feind gerichtet. In dem mit scharfen Zähnen bewaffneten Kachen bewegt sich eine spitzige Zunge, wie die Zunge der Natter. Sobald die Schlange den Feind bemerkt, stürzt sie auf ihn zu. Die Schlange greift immer zuerst an. Sie versucht den Waran an der Seite des Schweifes zu fassen. Der Waran parirt den Angriff mit einem gewaltigen Schläge seines Schweifes, der die Schlange einige Schritte zur Seite wirft, zuweilen sogar tödtet. Die Schlange wird nun vorsichtiger und beschränkt sich auf die Vertheidigung. Eigentlich war der erste Angriff nur eine Kriegslift, deren Zweck war, die Aufmerksamkeit des Waran auf seinen Schweif zu lenken, während die Schlange doch nur die Absicht hat, den Feind entweder unter die Kehle zu beißen oder ihn zu umschlingen und zu erwürgen. Sobald der Waran bei der Kehle gefaßt wird, ist er verloren. Er wehrt sich freilich mit seinen starken Krallen, aber die Schlange beißt sich immer tiefer ein und erwürgt ihn. Zuweilen aber faßt der Waran die Schlange am Kopf oder am Halse, und die Schlange, die sich um ihn schlingt, erdrückt ihn; daher ereignet es sich nicht selten, daß Beide in dieser Umarmung sterben. Die übrigen kleinen Thiere, von der Fliege bis zu dem indischen Kaninchen, werden von dem Waran ohne Widerstand verschlungen.

Wir machten gegen Mittag in einem Tamarindenwäld-

chen Halt. Eine halbe Stunde von uns lagen die Trümmer einer alten unbekanntenen Stadt, welche die Araber die »Gözenstadt« nennen. Ich überlasse den Alterthumsforschern die Sorge, den wahren Namen dieser Stadt zu entdecken.

Nach dem Frühstück und der nachfolgenden unerläßlichen Siesta gab der Scherif Befehl, ins Gebirge zu dringen. Wie an dem Tage, wo wir die Milchquelle suchten, waren nur wenige Erwählte. Der Scherif, Jaschya und ich, zwei oder drei Leute aus dem Gefolge und die Führer nahmen allein den Weg ins Gebirge.

Seit mehr als einer Stunde war Abd'-el-Melek mit dem jungen Imam von Sana auf der Pantherjagd. Das Gebirge bot die größten Schwierigkeiten und Hindernisse: es war nicht nur sehr steil, sondern aus allen Felsenpalten ragten Dornengebüsche hervor und versperrten den Weg. Es waren Mimosen, Euphorbien und eine Lotusart. Wir mußten uns indeß hindurcharbeiten. Der Scherif Hussein, der nie gewußt hatte, was ein materielles oder moralisches Hinderniß war, ritt voran und bahnte den Weg durch alle diese Lanzenträger, die ihn zwanzigmal hätten zerreißen müssen, wenn nicht zwischen der Natur eines Landes und seiner Bewohner eine Art Schutz- und Trugbündniß bestände.

Endlich kamen wir an ein Plateau und am Ende desselben befand sich eine Höhle, die ein Araber um keinen Preis betreten hätte. Diese Höhle führte den Namen »Panthergrotte«. Es war ein düsterer, wilder Ort. Ich wollte die Höhle betreten und untersuchen; allein der Scherif faßte meine Arme und hielt mich zurück.

»Geh nicht in die Grotte, Hadshi,« sagte er, »Du würdest nicht wieder herauskommen.«

Hätte ich es nicht mit Arabern zu thun gehabt, so würde ich meinen Willen durchgesetzt haben. Nach ihrer Meinung wäre es ein Frevel gewesen, die Höhle zu betreten.

»Aber,« entgegnete ich, »wir müssen doch hineingehen, wenn die Quelle im Hintergrunde der Grotte ist.«

»Zum Glück ist die Quelle nicht dort,« antwortete einer unserer Führer.

»Wo ist sie denn?« fragte der Scherif ungeduldig.

»Wir sind schon da, Said,« sagte der Araber.

Er führte uns an einen etwa vier Fuß im Umfange haltenden Brunnen, der in einen großen Granitblock gehauen war. Das Wasser stand bis an den Felsenrand; aber es war so klar, so durchsichtig, so ruhig, daß ich auf den ersten Blick erklärte, es könne keine Quelle seyn.

Ich schnitt mit meinem Dolch einen kleinen Baum ab, um die Tiefe des Brunnens zu untersuchen. Der Boden war überall fest. Dies bestärkte mich in meiner Meinung. Die Führer aber behaupteten, es sey ein Abfluß und das beständig abfließende Wasser müsse natürlich durch Zufluß erneuert werden.

Um diese Behauptung zu beweisen, führten sie mich einige Fuß unter die angebliche Quelle und zeigten mir eine Stelle, wo das Wasser durchsickerte.

»Wir wollen die Quelle ausschöpfen,« sagte ich zum Scherif, »wir werden bald sehen, wie sie sich anfüllen wird.«

Wir begannen nun mit unsern Cocosnußschalen das Wasser auszuschöpfen, bis der Brunnen leer war. Das Wasser floß wirklich wieder zu, aber fast unmerklich durch eine schmale Felsenspalte. Es wäre nicht der Mühe werth gewesen, deshalb eine Wasserleitung anzulegen. Die Natur hatte dieses Wasserbecken zur Erfrischung der Hirten und zu keinem andern Zwecke bestimmt.

Der Scherif war sehr verstimmt. Er hatte im Geiste schon ein Alhambra mit Gärten und Springbrunnen erbaut, und diesen schönen Phantasiegebilden mußte er nun Lebewohl sagen. Er war schon zweimal getäuscht worden. Dieses Mal war es freilich klar, daß es die Leute ehrlich meinten und sich nur einen zu hohen Begriff von der Wichtigkeit ihrer Entdeckung gemacht hatten. Dies sah der kluge Husseini wohl ein, und statt die Führer, wie früher bei der angeblichen Milchquelle, zu bestrafen, ließ er ihnen nach seiner Rückkehr einige hundert Piafter auszahlen.

Wir waren in zwanzig Minuten wieder am Fuße des Gebirges, das wir mit großer Mühe in zwei Stunden erklimmen hatten. Dann kamen wir wieder in das Dorf, wo wir am Morgen gerastet hatten. Wir ruhten von unseren Strapazen bis zwei Uhr Früh aus.

Gegen Mitternacht kamen Abd'-el-Melef und Achmed. Sie brachten nur einen von ihren beiden Hunden wieder zurück, der andere war von einem Panther zerrissen worden. Dafür hatten sie aber zwei kleine Panther gefangen. Die Thierchen waren allerliebste; sie fürchteten sich nicht im mindesten und spielten mit einander wie Katzen. Man ließ eine Ziege kommen, und die kleinen Panther fingen an zu sau-

gen, als ob es ihre Mutter gewesen wäre. Sie gediehen vorzüglich: als ich Abu-Arisch verließ, waren sie so zahm wie Hunde.

### Rückkehr nach Abu-Arisch. — Meine Krankheit. — Mein Entlassungsgesuch. — Tod meiner theuern Abyssinierin.

Sobald Abd'-el-Melek im Dorfe angekommen war, ließ er mich rufen. Er war von einer Natter gebissen worden. Er hatte sich mit seinem Dolch sogleich ein paar Zoll Fleisch ausgeschnitten und die Wunde mit gewissen als heilkräftig bekannten Kräutern und Baumblättern verbunden.

Der arme junge Scherif war sehr blaß und schrecklich ermüdet. Die Wunde machte ihm viel Sorgen und ungeachtet seiner Entschlossenheit fürchtete er, daß Gift könne ihm ins Blut gedrungen seyn. Ich beruhigte ihn: ich kannte die Wirkungen des Bisses der Hornschlange genau genug, um ihm die Versicherung geben zu können, daß er nicht mehr an der Wunde sterben werde; denn der Tod folgt immer sehr schnell, und der Biß war schon drei Stunden alt.

Ich untersuchte die Wunde. Für den Augenblick war nichts zu thun, als sie mit Wasser und Salz auszuwaschen. Die Araber wollten sie ausbrennen, aber ich gab es nicht zu.

Um drei Uhr Früh stiegen wir zu Pferde. Abd'-el-Melek konnte nicht reiten. Man bereitete ihm eine Sänfte und legte ihn auf ein Kamehl. Ich bemerkte, daß der junge Hussein die Wunde seines Vatters sehr gleichgiltig betrach-

tete. Der junge Araber mochte bei seinem rastlosen, unternehmenden Charakter wohl von dem muthmaßlichen künftigen Herrscher gefürchtet werden.

Der Scherif Hussein war sehr verstimmt. Er ritt ganz allein voran und sprach mit Niemand, nicht einmal mit mir. Jaschya blieb auf seinem Esel in bescheidener Entfernung.

Es wurde beschlossen, ohne Aufenthalt nach Abu-Arisch zurückzukehren. Der Zug machte nur Halt, um das Gebet zu verrichten und einen kleinen Inbiss zu nehmen. Zwei- oder dreimal näherte ich mich dem Scherif, um ein Gespräch anzuknüpfen; aber ich merkte wohl, daß er mit seinen Gedanken allein zu seyn wünschte, und zog mich zurück. So kam ich zufällig an die Seite des jungen Imam von Sana. Ich hatte ihn kaum gesehen, kaum einige Worte mit ihm gesprochen.

Er hatte sehr feine Manieren und ein einnehmendes Aeußere; aber trotzdem mißfiel er mir wegen seines Fanatismus, der freilich nur eine Berechnung war. Er wußte, daß ich mich nicht gegen den Kriegszug erklärt hatte und daß die Vereitlung desselben nicht meine Schuld war. Er dankte mir daher und machte mir alle möglichen Versprechungen für den Fall, daß er einst Imam von Sana würde.

Ich sprach von dem Rath, den ich dem Scherif gegeben, und fragte ihn, mit welchen Geldkräften er das Unternehmen unterstützen könne. Er antwortete mir ganz aufrichtig, er könne mittelst seiner Anhänger und seines persönlichen Vermögens die Hälfte und vielleicht zwei Drittheile der Kriegskosten aufbringen, und wenn er einmal die Stelle seines Oheims ein-

genommen, werde er im Stande seyn alle Auslagen zu ersetzen.

Ich empfahl ihm das tiefste Stillschweigen über diese Angelegenheit und warnte ihn vor einigen Brüdern des Scherif, denen er meiner Meinung nach zu viel Vertrauen schenkte. Er hegte vielmehr einiges Mißtrauen gegen den Scherif und glaubte mehr dessen Gefangener als sein Gast zu seyn. Ueber diesen Punkt beruhigte ich ihn und bürgte für den Scherif wie für mich selbst.

So plauderten wir lange, trotz der Sonnenhize; wir Beide waren daran gewöhnt, und überdies war das Gespräch so interessant, daß wir die glühenden Sonnenstrahlen nicht beachteten. Ich hatte es zufällig gemacht wie die Araber: meine Kopfbedeckung war zu leicht, ob schon mein Gesicht durch eine Somada geschützt war.

Der Scherif hatte mich gewarnt. Im Lande Jemen gilt das Sprichwort: »Geh ganz nackt, aber bedecke den Kopf.«

Ich kam indeß nach Abu=Arifsch, ohne mich unwohl zu fühlen. Der Scherif sagte mir freilich beim Abschiede: »Dein Gesicht ist sehr roth, Hadschi, ich glaube, Du hättest einen Turban nehmen sollen.«

Ich begab mich nach Hause, um mich zu waschen und umzukleiden. Soliman und Hafza fragten mich, woher diese auffallende Röthe komme. Ich schrieb sie der Sonnenhize zu. Ich fühlte noch nichts als ein eigenthümliches Brennen der Haut.

Ich speiste bei dem Scherif. Aber gegen neun Uhr Abends fühlte ich mich unwohl und bat um Erlaubniß mich zu entfernen.

»Geh,« sagte Hussein; »aber nimm Dich in Acht, ich fürchte Du hast den Sonnenstich.«

Zu Hause betrachtete ich mich im Spiegel. Mein Gesicht war violett. Zugleich fühlte ich einen Fieberschauer, Schwere des Kopfes und Leibschmerzen. Bald darauf trat heftiges Erbrechen ein.

Hafza glaubte anfangs, ich sey vergiftet.

»Ich hatte Dir gerathen,« sagte sie, »nicht bei dem Scherif zu essen.«

Diese Worte hörte ich kaum; ich begann zu phantasiren.

Soliman reichte mir schwarzen Kaffee. Ich verlangte Wasser, das man mir aber verweigerte.

In meinem Fieberwahnsinn glaubte ich Soliman lachen zu sehen, und ich konnte mich seitdem eines großen Mißtrauens nicht erwehren.

Am andern Morgen verbreitete sich das Gerücht, daß ich krank sey. Es hieß sogar, ich sey todt. Die Weltkinder schlugen verwundert die Hände zusammen und sagten: »Wir sahen ihn ja erst gestern vorüberreiten, und er befand sich sehr wohl.« Die Frommen blickten zum Himmel auf und sagten: »Gott ist groß!«

Sobald der Scherif meine Krankheit erfuhr, schickte er zwei Eunuchen an mich ab mit dem Befehl, meine Wohnung gegen Plünderung zu schützen.

Bei Taganbruch ließ das Fieber nach, aber ich war halb todt. Ich hörte Alles was um mich gesprochen wurde, das Gute wie das Böse, die wahrscheinlichen wie die abgeschmackten Vermuthungen; aber ich war nicht im Stande, ein Lebenszeichen zu geben.

Die Fanatiker, die meinen Tod für unvermeidlich hielten, begannen mich, wie einen Sterbenden, mit Versen aus dem Koran zu behandeln, und im Nebenzimmer wurde das Gebet der Sterbenden hergesagt.

Trotzdem fühlte ich Leben in mir; ich war, wenn ich so sagen darf, nur äußerlich todt. Ueberdies wurde ich durch die heftigen Leibschrmerzen an das irdische Daseyn erinnert.

Gegen Abend fühlte ich einige Besserung. Ich rief Selim. Ich bat ihn dringend, mich nicht zu verlassen und keine andere Krankenwärterin als Hafza zu mir zu lassen.

Das arme Kind war außer sich. Ich fragte, wer mich besucht hatte. Taschya, die Brüder des Sherifs und der junge Hussein waren bei mir gewesen.

Abd'-el-Melek hatte sich nach meinem Befinden erkundigen lassen, er selbst war durch ein heftiges Wundfieber ans Bett gefesselt.

Ich ließ mir meine Reiseapotheke auf das Bett bringen, nahm einen Kaffeelöffel voll Chinin und befahl Selim, mir am andern Morgen eine gleiche Dosis zu reichen, wenn ich nicht im Stande wäre die Arznei zu verlangen.

Eine Stunde nachher wurde ich wieder von Fieberphantasien befallen. Der Anfall hörte gegen zwei Uhr nach Mitternacht auf. Hafza und Selim hatten mich keinen Augenblick verlassen. Ich hatte nur einen lichten Augenblick, denn bald schlief ich ermattet wieder ein.

Ein Slave Abd'-el-Meleks wartete. Ich ließ ihn vor mein Bett kommen. Er steckte mir ein Billet zu und sagte:

»Von meinem Herrn.«

Ich nahm das Billet.

»Nimm von Niemand Speise und Trank,« flüsterte er mir zu und entfernte sich.

Als er fort war, klopfte ich an die Wand, um Selim zu rufen.

Selim kam. Ich gab ihm das Billet zu lesen; ich hatte so viel Vertrauen zu ihm wie zu meinem Bruder.

Das Billet enthielt folgende Worte:

»Man trachtet Dir nach dem Leben, ich habe es soeben erfahren. Traue keinem Menschen, außer Selim; ich wache über Dich, mehr kann ich Dir nicht sagen.«

Das Billet war weder unterzeichnet noch versiegelt, auch mein Name war nicht darin genannt.

An demselben Tage kam mein Koch Abdallah, ein braver Mensch, und bat um seine Entlassung. Er schüzte den Tod seines Vaters vor und die Nothwendigkeit seine Familienangelegenheiten zu ordnen.

Gegen diesen Vorwand ließ sich nichts einwenden. Ich rief Selim und ließ Abdallah seinen Lohn auszahlen. Dann rief ich Abdallah zu mir.

Er neigte sich zu mir und sagte so leise, daß ihn Niemand verstehen konnte:

»Fliehe so bald Du kannst; diesen Rath gibt Dir ein Freund.«

Dann entfernte er sich. Ich sah ihn nie wieder.

Diese wenigen Worte, die er mir zugeflüstert, bestärkten mich in der Vermuthung, daß man ihm Anträge gemacht hätte, mich zu vergiften.

Selim und Hafza, denen ich alles erzählte, was vorgegangen war, theilten meine Ansicht und waren um so wachsamere.

Die Sclaven des Sherifs kamen zweimal täglich, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Aber der Sherif selbst kam nicht; auch den jungen Imam sah ich nicht bei mir.

Zaschya kam täglich, oft zweimal.

Eine sehr heftige Gehirnentzündung brach aus. Ich konnte meinen Zustand nicht beurtheilen, ich hatte täglich eine Krise, in welcher ich völlig das Bewußtseyn verlor.

Hafza begoß meinen glühenden Kopf mit kaltem Wasser und diesem glücklichen Einfall habe ich wahrscheinlich meine Rettung zu danken.

Soliman hatte häufige Unterredungen mit den Boten der Sherife, die sich täglich erkundigen ließen, nicht ob ich besser, sondern ob ich todt sey.

Am zehnten Tage gelang es ihm, sich mir zu nähern. Er fragte mich mit honigsüßen Worten, was mir fehle und wie es mir gehe. Er hatte nicht den Muth, mir einen Dolchstich zu geben, der ihm wahrscheinlich eine gute Belohnung eingetragen haben würde; aber er übergab mir ein kleines Packet, welches seiner Versicherung gemäß ein untrügliches Heilmittel enthalten sollte.

Ich dankte ihm und nahm das Packet.

Ich sollte das weiße Pulver in Wasser auflösen, sorgfältig umrühren und das Ganze einnehmen.

Ich übergab es Selim mit dem Befehle, es sorgfältig aufzubewahren.

Er öffnete das Packet und betrachtete das Pulver.

»O Sidi,« sagte er, »das ist Rattengift.«

Er sagte mir nichts Neues, er bestärkte mich nur in meinem Verdacht gegen Soliman.

Am dreizehnten Tage besuchte mich endlich der Scherif. Er kam in Begleitung des jungen Imam. Er schien sich zu wundern, daß ich noch lebte. Man hatte ihm ja oft gesagt, daß ich rettungslos verloren sey. Er betheuerte mir in den wärmsten Ausdrücken seine Freundschaft und Ergebenheit, stellte sein ganzes Haus zu meiner Verfügung und verließ mich mit der dringenden Bitte, mich in allen Dingen an ihn zu wenden. Ich hütete mich wohl, ihn um etwas zu bitten.

Er war sehr erstaunt, daß man so krank seyn könne, ohne zu sterben.

Während er da war, zeigte ihm Selim das weiße Pulver, welches mir Soliman gebracht hatte.

Soliman wurde sogleich verhaftet. Selim meinte, er gebe keinen Para für das Leben seines Kameraden; aber vor der Hand begnügte sich der Scherif mit seiner Sinkerkerung. Er wollte meine Genesung oder meinen Tod abwarten, ehe er einen Beschluß faßte.

Dann wollte der Scherif wissen, von wem der Giftmischer gedungen sey.

Tags darauf besuchte mich Abd'-el-Melef. Ueber seine Gesinnung konnte ich keinen Zweifel hegen.

Wir blieben allein.

»Hast Du mein Billet erhalten?« sagte er.

»Ja,« antwortete ich, »und ich danke Dir für die Warnung.«

»Der Augenblick ist noch nicht gekommen, Dir zu er-

zählen, was vorgegangen ist; aber wenn Du wieder gesund bist, sollst Du Alles wissen.“

Ich sagte, daß ich gestern seinen Oheim gesehen.

»Ja,« sagte er, »ich weiß, daß er Dich besucht hat. Wie war er gegen Dich?«

»Recht gut.«

»Du sagst das in einem sonderbaren Tone.«

»Ich fand ihn etwas kalt.«

»Wenn Du wüßtest, mit welchen Intriguen er umgeben ist! Wenn Du wüßtest, wie man Dich bei ihm verleumdete hat! Alle diese Quacksalber, die Dich mit Versen aus dem Koran heilen wollten, haben Dich der religiösen Lauheit beschuldigt, weil Du ihre Talismane nicht verschlucken wolltest. Ueberdies sind Briefe aus Mekka angekommen. Die türkische Partei fordert geradezu deinen Tod; Eschreff kann Dir nicht verzeihen, daß Du meinem Oheim seine Reise über Aden und alle Folgen seines Vertrags mit England enthüllt hast. Uebrigens sey unbesorgt. Mein Oheim wird standhaft bleiben. Du hast ihm zu wichtige Dienste erwiesen, als daß er sie so leicht vergessen könnte. Vor Allem hüte Dich, von einem Andern als von Selim etwas anzunehmen. Wenn Du wieder gesund bist, wird sich das Weitere finden. Du kennst mich, Du weißt, daß ich Dir mit Leib und Seele ergeben bin.«

Nach einigen Minuten verließ er mich, denn er sah, daß mich das Reden zu sehr ergriff. Ich war noch nicht stark genug, um ein langes ernstes Gespräch zu führen.

Selim und Hafza pflegten mich immerfort mit der größten Sorgfalt, und sie machten sich dadurch viele Feinde; es

war zu fürchten, daß sie für ihre Treue einen schlechten Lohn erhalten würden.

Nach und nach besserte sich indeß mein Gesundheitszustand. Am sechzehnten Tage stand ich auf; am siebzehnten schleppte ich mich auf meine Terrasse.

Die Nachricht von meiner Genesung verbreitete sich rasch; Jedermann hielt meine Rettung für ein Wunder. In Abu-Arisch war Niemand, der für mein Leben mehr gegeben hätte, als Selim für das Leben Solimans.

Am achtzehnten Tage besuchte mich der Scherif. Er fand mich außer dem Bett; ich muß gestehen, daß er sehr erfreut schien, und ich glaube, daß er sich wirklich freute. Das Gespräch war unbedeutend und drehte sich um gleichgiltige Dinge.

Man sagte ihm, daß ich angefangen zu essen; aber man verschwieg ihm, daß ich aus Furcht vor Vergiftung nur weichgesottene Eier aß. Die Araber essen wenig Eier und man wunderte sich sehr über meine Vorliebe für diese Speise.

Selim antwortete sehr unbefangen, ich sey ein geschickter Arzt und müsse am besten wissen, welche Nahrung mir dienlich sey.

Am Abend nach dem Besuch des Scherifs schickte er mir Backwerk und eingesottene Früchte. Es versteht sich, daß ich nichts davon berührte; gegen den Scherif hegte ich keinen Argwohn, aber seinem Harem traute ich nicht.

Nach drei Wochen konnte ich Abends in den kleinen Garten gehen. Der Harem des Scherifs hatte ihn eben verlassen. Die Damen sahen mich, auf Selims Arm gestützt,

vorübergehen. Eine von ihnen sah sich zweimal nach mir um; nach ihren goldenen Ohrgehängen und ihrer seidenen Mel-laja zu urtheilen, mußte es Alima seyn.

Der Scherif erfuhr sogleich, daß ich ausgegangen war. Er ließ mir durch seinen Sohn Glück wünschen und seine Freude über meine Genesung ausdrücken.

Drei Tage später ließ ich den Scherif fragen, ob ich ihm am andern Morgen meine Aufwartung machen dürfe. Ehe mein Bote zurückkam, war der junge Hussein bei mir. Der Scherif ließ mir sagen, daß ich sogleich kommen könne, wenn es mir gefällig sey. Aber ich war noch zu schwach.

Während meiner Krankheit hatte Selim viele Almosen vertheilt, so daß mir die Armen von Abu-Arisch sehr gewogen waren. Sobald ich daher am andern Morgen meine Wohnung verließ, um mich, von Selim und Zschya geführt, in die Citadelle des Scherifs zu begeben, folgte mir eine Schaar von Armen.

Der Scherif sah mich von weitem kommen. Er schickte mir seinen Sohn entgegen. Ich fand alle seine Offiziere zu meinem Empfang bereit; an ihrer Spitze waren der Bezir und der Khasnadar. Dieser war ein abyssinischer Eunuch, der Bezir ein Araber.

Der Scherif kam mir bis an die Thür seines Empfangszimmers entgegen, reichte mir zum Gruß beide Hände und sagte lachend:

»Wahrhaftig, Hadschi, ich habe nicht erwartet, Dich so bald wieder zu sehen. Ich wünsche Dir Glück. Es stand so geschrieben.«

In dieser Sitzung wurde das Schicksal Solimans entschieden.

»Du bist wieder hergestellt,« sagte Hussein, »wir wollen nun von Soliman reden.«

»Said,« erwiederte ich, »verzeihe ihm und schenke ihm das Leben.«

»Aber er wollte Dich vergiften . . . Wenn sein Plan gelungen wäre, so würde man gesagt haben, ich hätte ihn gedungen.«

»Aber ich würde es nicht geglaubt haben,« entgegnete ich.

»Ich hoffe es,« sagte der Scherif und reichte mir die Hand.

»Ich bitte Dich also,« fuhr ich fort, »und schenke ihm das Leben; er möge sich anderswo hängen lassen, wie man in Europa sagt.«

»Du willst es?« fragte Hussein.

»Ich bitte Dich darum, Said.«

»Dann warte.«

Er schlug in die Hände. Ein Slave erschien.«

»Man führe den Gefangenen Hadschi Soliman her,« sagte er.

Wir warteten nicht lange, man hatte ihn bereits in die Citadelle gebracht.

Soliman wurde in Ketten hereingeführt. Er verneigte sich vor dem Scherif und wollte ihm die Hand küssen. Aber der Scherif zog seine Hand zurück.

Dann trat er auf mich zu. Ich machte es wie der Scherif. Da er mir die Hände nicht küssen konnte, so wollte er mir die Füße küssen. Ich trat zurück. Er blieb auf den Knien.

Der Scherif zog das Bäckchen mit dem Arsenik aus dem Gürtel.

»Kennst Du das?« fragte er ihn.

»Ja, Said,« antwortete der Giftmischer.

»Hat es Hadjschi von Dir erhalten?«

»Ja, ich habe es ihm übergeben.«

»Als Gift oder Arznei?«

»Als Arznei.«

»Wußtest Du, daß es Gift ist?«

»Ja, ich wußte es.«

»Du wolltest ihn also vergiften?«

»Ich hatte den Austrag dazu erhalten.«

»Von wem?«

»Von vornehmen aber fremden Personen.«

»Von Christen oder Moslem?«

»Von Moslem.«

»Von Arabern?«

»Nein, von Türken.«

»Wer waren die Türken?«

»Das kann ich nicht sagen; ich habe Stillschweigen geschworen.«

»Kannst Du nichts hinzufügen?«

»O ja, ich kann sagen, daß es persönliche Feinde Hadjschi's sind, die ihn überall verfolgen werden.«

»Thut es Dir leid, daß Du ein Werkzeug dieser Leute gewesen bist?«

»Es thut mir leid, daß mein Vorhaben vereitelt ist.«

Der Scherif sah mich an.

»Er ist ein von den Seinen, fanatisirter Türke,« sagte ich.

»Wirft Du es wieder versuchen, wenn Du frei wärest?«  
 »Auf der Stelle; aber ich würde es besser zu machen suchen.«

Der Scherif wandte sich zu mir.

»Du siehst wohl,« sagte er, »daß es ein Mißgriff wäre, ihm die Freiheit zu geben.«

»Ich wiederhole meine Bitte, Said; er wird nur thun was geschrieben steht.«

»Du willst es durchaus?«

»Ja, ich wünsche es.«

»Geh,« sagte der Scherif, »Du bist frei.«

Soliman stuzte.

»Bedanke Dich wenigstens bei Hadschi.«

Er trat näher, um mir Hände und Füße zu küssen. Ich stieß ihn zurück.

Er verließ das Zimmer.

Der Scherif gab sogleich seinem Bezirk den Befehl, den Glenden fortzuschaffen und ihm bei Todesstrafe die Rückkehr zu verbieten.

Ich rief Selim und befahl ihm, Soliman fünfundzwanzig Talaris zu übergeben. Dieser wies das Geld zurück. Man vertheilte es unter die Armen, die den Giftmischer, sobald er sich blicken ließ, mit lauten Verwünschungen empfangen.

Es versteht sich, daß meine Großmuth von Allen, selbst von den Armen, die doch Nutzen davon hatten, getadelt wurde. Die Verzeihung, welche ich für ihn erwirkt hatte, wurde für Schwäche gehalten. Aber ich wußte, daß Soliman Weib und Kinder hatte.

Er verließ Abu-Arisch noch denselben Abend und nahm den Weg nach Ghesan.

Ich begab mich nach Hause und empfing den Besuch aller vornehmen Personen des Landes. Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß ich nicht nur gerettet, sondern auch mehr als je in Gunst stehe.

Noch denselben Abend wurde Abd-el-Melek gemeldet. Es war sein zweiter Besuch.

Dieses Mal sprach er ernsthafter. Es handelte sich um einen Vorwand, den Scherif um meine Entlassung zu bitten. Abd-el-Melek gab mir den Rath, das Land so bald als möglich zu verlassen; denn er hatte die Ueberzeugung, daß sein Oheim, wie sehr er mir auch zugethan war, endlich doch den Einflüsterungen seines Harems und den türkischen Intriguen nachgeben werde; er wußte nicht zu sagen, von welcher Seite ich am meisten zu fürchten hätte.

Dies war auch meine Meinung, und seit meiner Genesung war mein Entschluß gefaßt.

Abd-el-Melek wußte, daß man dem Scherif dringend gerathen mich einkerkeru zu lassen. Ich wollte wissen, wer dieser officiöse Rathgeber sey; aber Abd-el-Melek wollte es nicht sagen; er gab mir nur zu verstehen, es sey einer von denen, die am meisten Ursache hätten mir dankbar zu seyn.

Es kam nur darauf an, den Scherif durch mein Gesuch um den Abschied nicht zu beleidigen. Abd-el-Melek versicherte, ich müsse auf großen Widerstand von Seiten seines Oheims gefaßt seyn, denn ich sey ihm bei der Ausführung seiner Entwürfe noch unentbehrlich, und dieser Unentbehrlichkeit hätte ich meine Rettung zu danken.

»Auf jeden Fall,« setzte Abd-el-Melek hinzu, »kannst Du auf mich zählen, gleichviel welches Mittel Du wählst.«

Mit diesem neuen Versprechen verließ er mich.

Am andern Morgen wurde Hafza in den Harem gerufen.

Sie kam weinend zurück. Ich fragte sie um die Ursache ihrer Thränen, aber sie mochte es nicht gestehen. Ich hatte ein so unbedingtes Vertrauen zu ihr, daß ich nicht länger auf ein Geständniß drang.

»Du wirst mich warnen,« sagte ich zu ihr, »wenn Du glaubst, daß es nothwendig ist.«

Ich ahnte wohl, was vorgefallen war.

Man ließ sie einigemale holen; sie kam jedesmal trauriger zurück.

Eines Abends endlich gestand sie mir Alles. Anfangs hatte man sie rufen lassen, um sie zu bestechen, man wollte sie als Werkzeug benutzen; aber als dies nicht gelang, wollte man sich mit ihrer Entfernung begnügen: man wollte ihr die Mittel zur Flucht bieten, wenn sie fliehen und mich verlassen wollte. Sie hatte alle Anträge zurückgewiesen. Man hatte es nun mit Drohungen versucht, und aus Furcht vor Gewaltmaßregeln gestand sie mir Alles.

Ich verbot ihr, das Haus zu verlassen, und befahl Selim, ganz besonders auf sie zu achten.

Sie hielt die ganze Sache übrigens nur für eine aus dem Harem hervorgegangene Intrigue. Der Scherif wußte nichts davon; aber ich hielt es für unbesonnen, ihm diese kleine Verschwörung zu entdecken. Tschyna, mit dem ich davon sprach, war meiner Meinung; er gestand, daß meine Stellung bedenklich zu werden begann; ich müsse mich ent-

weder zu der Heirath entschließen oder mich zurückziehen. Im letztern Falle dürfe ich nicht zögern.

Zu der Heirath konnte ich mich unmöglich entschließen. Ich würde vielleicht un schlüssig gewesen seyn, wenn nicht die Thatsachen zu deutlich gesprochen hätten. Es blieb mir nichts übrig, als abzureisen.

Ich schrieb an den Scherif:

»Sidi, meine Gesundheit wird schwach, das Klima hat mich bereits an den Rand des Grabes gebracht, und ich kann keine völlige Genesung erwarten, wenn ich noch lange im Lande Samen bleibe. Gott hat meine Gesundheit erhalten, so lange als ich Dir nützen konnte. Die Gewißheit des Friedens gibt mir den Muth, Dich um meinen Abschied zu bitten. Ich kam in dein Land mit dem Vorsatz, nur einige Tage hier zu bleiben; ich bin länger als ein Jahr geblieben; Du wünschtest es, ich mußte gehorchen.«

»Ich war auf dem Wege nach Bagdad; erlaube mir, daß ich meine Reise fortsetze.«

»Das Heil und der Segen des Allerhöchsten sey mit Dir.  
Hadschi Abd-el-Hamid-Bey.«

Ich siegelte den Brief und übergab ihn meinem Freunde Jafcha, der ihn sogleich dem Scherif übergab.

Au jenem Tage erhielt ich keine Antwort.

Abends besuchte mich der junge Hussein, aber er sagte kein Wort von dem Briefe. Er sprach vielmehr von meiner Verbindung mit seiner Familie wie von einer kaum zu bezweifelnden Sache.

In der Nacht beklagte sich Hafza über eine leichte Unpäßlichkeit. Ich wurde sehr besorgt: sie hatte sich geweigert, mich zu vergiften, mich zu verlassen: hatte man nicht viel-

leicht ein Mittel gefunden, mich von ihr zu trennen und sie zugleich zu bestrafen?

Das arme Kind hatte Leibschmerzen. Es war eine mißliche Sache, sie selbst in Behandlung zu nehmen, und doch traute ich keinem Quacksalber von Zemen. Ich ließ eine Art Hebamme kommen, die einige Kenntniß von heilkräftigen Pflanzen hatte. Sie untersuchte, befragte, betastete die Kranke und erklärte endlich, sie habe den Bandwurm.

Die Abyssinier leiden bekanntlich sehr häufig an dieser Krankheit, welche sie die »Leibeschlange« nennen. Die Natur bietet dort zugleich das Heilmittel, den Goffo.

Ich ließ überall suchen und nachfragen, aber es war nichts davon in Abu-Arisch aufzutreiben. Ich versuchte den Goffo durch die zweite Rinde der Granatwurzel zu ersetzen, aber dieses Mittel ist bei weitem nicht so wirksam wie das erste; es bewirkte nur Erbrechen.

Hafza bekam immer heftigere Schmerzen, die Krankheit schien einen ungewöhnlich raschen und schmerzhaften Verlauf zu nehmen. Mein Argwohn war vielleicht ungegründet, aber ich dachte immer an Vergiftung. Die Kolik dauerte unaufhörlich, das Erbrechen wiederholte sich immerfort. Die Kranke magerte fast zusehends ab. Sie selbst fühlte ihr Ende nahe und sagte es mir. Sie war ebenfalls überzeugt, daß sie vergiftet worden.

Ich verordnete Alles was in solchen Fällen anzuwenden ist: Del, Milch und geschlagenes Eiweiß; aber Alles war fruchtlos.

Von Zeit zu Zeit flüsterte sie: »Das hat Allima gethan!«

Mein Argwohn stimmte mit dem ihrigen nur zu sehr überein.

Die Krankheit dauerte zwei Tage. Gegen das Ende des zweiten Tages sagte sie mir Lebewohl und bat mich um Verzeihung, falls sie mir ungehorsam gewesen wäre oder sonst mein Mißfallen erregt hätte.

Ich weinte wie ein Kind.

Ihre letzten Worte waren eine Warnung; sie empfahl mir dringend die größte Vorsicht: nur meinem treuen Selim und einer meiner Negerinnen, Namens Amena, dürfe ich trauen.

»Sey auf der Hut,« sagte sie oft; »man hat mich vergiftet, weil man weiß, daß ich Dich liebe.«

Es war die Wahrheit. Armes Kind!

Es ist nicht Sitte, daß Männer in einem Zimmer bleiben, wo ein Weib stirbt. Ueberdies war der Anblick zu ergreifend für mich. Ich sagte ihr noch ein letztes Lebewohl und entfernte mich.

Eine halbe Stunde nachher starb Hafza in den Armen der Negerin Amena.

Man überbrachte mir diese Trauerbotschaft im Garten.  
— Arme Hafza!

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.